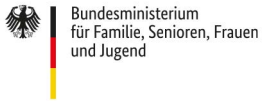


Gefördert vom



Deutsches
Jugendinstitut

Expertise für den Zehnten Familienbericht der Bundesregierung

Sylvia Keim-Klärner, André Knabe, Marén Wins, Melanie Rühmling

„Es ist nicht so wie alle anderen,
es ist so wie die wenigen“

Selbst- und Fremdwahrnehmung von Alleinerziehenden

Forschung zu Kindern, Jugendlichen und Familien an der Schnittstelle von Wissenschaft, Politik und Fachpraxis

Das Deutsche Jugendinstitut e.V. (DJI) ist eines der größten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute Europas. Seit 60 Jahren erforscht es die Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen und Familien, berät Bund, Länder und Gemeinden und liefert wichtige Impulse für die Fachpraxis.

Aktuell sind an den beiden Standorten München und Halle (Saale) etwa 470 Beschäftigte tätig, darunter rund 280 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

Finanziert wird das DJI überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält es im Rahmen von Projektförderungen u.a. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), der Europäischen Kommission, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Impressum

© 2025 Deutsches Jugendinstitut e.V.

Deutsches Jugendinstitut

Nockherstraße 2

81541 München

www.dji.de

Grafik: graphodata GmbH

Datum der Veröffentlichung:

März 2025

ISBN: 978-3-86379-558-0

DOI: 10.36189/DJI20251

Deutsches Jugendinstitut

Außenstelle Halle

Franckeplatz 1, Haus 12/13

06110 Halle

Ansprechpartnerin:

Sylvia Keim-Kläerner

Thünen-Institut für Lebensverhältnisse

in ländlichen Räumen

Telefon: +49 531 2570 2100

E-Mail: sylvia.keim-klaerner@thuenen.de

Vorwort

Die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) hat im Januar 2023 sieben Sachverständige in die Zehnte Familienberichtscommission zum Thema „Unterstützung allein- und getrennterziehender Eltern und ihrer Kinder – Bestandsaufnahme und Handlungsempfehlungen“ berufen. In der Kommission waren mit Prof. Dr. Miriam Beblo, Prof. Dr. Mathias Berg, PD Dr. habil. Christina Boll, Prof. Dr. Raimund Geene, Prof. Dr. Michaela Kreyenfeld, Prof. Dr. Anne Lenze, Prof. Dr. Kirsten Scheiwe, Prof. Dr. Pia Schober und Prof. Dr. Holger Stichnoth die Disziplinen Volkswirtschaftslehre, Soziologie, Rechtswissenschaften, Soziale Arbeit und Gesundheitswissenschaften vertreten. Obwohl damit bereits ein disziplinär breites Spektrum abgedeckt war, hat sich die Kommission zu verschiedenen Themen zusätzlich von zahlreichen Expertinnen und Experten beraten lassen. Neben zahlreichen Anhörungen wurden insgesamt acht schriftliche Expertisen vergeben, die ein umfangreiches Spektrum an Themen umfasst haben, wie u.a. die Fremd- und Eigenwahrnehmung von Alleinerziehenden, Vermögen und Familienform, Jobcenter-Betreuung von Alleinerziehenden, die Erfahrung von Alleinerziehenden mit Flucht- und Migrationshintergrund, Alleinerziehende von Kindern mit Beeinträchtigung wie auch Alleinerziehende in der Schuldnerberatung. Zu den Autorinnen und Autoren der Expertisen zählten: Prof. Dr. Harald Ansen, Prof. Dr. Susanne Dern, Prof. Dr. Dorothee Frings, Prof. Dr. Stefan Heilmann, Dr. Sylvia Keim-Klärner, Dr. André Knabe, Dr. Christopher Kofahl, Prof. Dr. Philipp Lersch, Dr. Nadja Milewski, Dr. Stefan Nickel, Dr. Sally Peters, Dr. Melanie Rühmling, Prof. Dr. Maria Wersig und Marén Wins. Mit Bedauern möchten wir den frühen und plötzlichen Tod von Prof. Dr. Harald Ansen erwähnen, der im Juli 2024 unerwartet verstorben ist.

Ähnlich wie schon beim Neunten Familienbericht war es uns ein besonderes Anliegen, dass nicht nur der Bericht, sondern auch die Expertisen einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden. Aus diesem Grund haben wir uns für eine Online-Publikation aller Expertisen entschieden, die über den Server des Deutschen Jugendinstituts, an dem auch die Geschäftsstelle angesiedelt war, heruntergeladen werden kann. Die Inhalte der Expertisen werden ausschließlich von den Autorinnen und Autoren selbst verantwortet.

Die Sachverständigenkommission möchte den Autorinnen und Autoren der Expertisen ihren herzlichen Dank aussprechen. Durch die Fülle zusätzlicher Informationen und die detaillierte Sachkenntnis wurden entscheidende Abschnitte des Berichts erheblich bereichert. Für die zügige, kompetente und engagierte Zusammenarbeit bedanken wir uns herzlich.

Berlin im November 2024

Prof. Dr. Michaela Kreyenfeld (Vorsitzende der Sachverständigenkommission des Zehnten Familienberichts)

Inhalt

Einleitung	6
1. Alleinerziehende im Blick der Forschung	9
2. Selbst- und Fremdwahrnehmung von Alleinerziehenden in Deutschland – ein Forschungsstand	12
2.1 Selbst- und Fremdwahrnehmung der Wege ins Alleinerziehen	12
2.2 Das eigene Selbstverständnis als Alleinerziehende	14
2.3 Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen	16
3. Forschungsdesign und Auswahl der Befragten	20
4. Wege ins Alleinerziehen: „Schön ist anders!“	22
4.1 Die Legitimität der Einzelternschaft	23
4.2 Veränderungen in der Sorge- und Erwerbsarbeit	26
4.3 Alleinerziehen als Prozess	28
5. Das Selbstverständnis als Alleinerziehende: „Ich möchte, dass das passt.“	32
5.1 Wer gehört zur Familie?	32
5.2 Zwischen Ausgrenzung und Mitgefühl	33
5.3 Bin ich eine „gute Mutter“ oder ein „guter Vater“?	35
5.4 Öffnung nach außen: verstecken oder ansprechen?	37
6. Abschluss	39
6.1 Diskussion und Zusammenfassung	39
6.2 Schlussfolgerungen und Ausblick	41
Literaturverzeichnis	43
Anhang: Kurzbiografien der Befragten	46

Einleitung

Was ist eine Familie und wer gehört dazu? In Deutschland hat das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie bestehend aus Mutter, Vater und ihren biologischen Kindern ein erstaunliches Beharrungsvermögen (Schlinzig 2020). Oft wird dieser Familientyp als Ideal angesehen, dem Stabilität und Funktionalität zugeschrieben wird (Wernberger 2020; Schneider/Diabaté/Ruckdeschel 2015), während alternativen Familienarrangements mit Skepsis begegnet wird (Zartler 2012). Diese Tatsache ist bemerkenswert, da dieses Familienmodell historisch gesehen vergleichsweise jung ist und es schon seit Jahrzehnten als im Wandel begriffen diskutiert wird (Peuckert 2012).

Das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie ist eng verbunden mit einer geschlechtsspezifischen Aufteilung von Sorgearbeit und Erwerbsarbeit gemäß traditioneller Geschlechterrollen. In diesem Modell ist der Vater der Hauptverdiener der Familie, während die Mutter vor allem für den Haushalt und die Sorgearbeit verantwortlich ist. Dies geht einher mit heteronormativen Vorstellungen von Partnerschaft, der Institutionalisierung und rechtlichen Absicherung von Partnerschaften durch die Ehe und der Vorstellung von einer monolokalen Haushaltsgemeinschaft, die eng verknüpft sind mit Annahmen darüber, was Kinder für ein gelingendes Aufwachsen brauchen (Schlinzig 2020).

Obwohl die heterosexuelle, eheliche, biologische Zweielternschaft in Deutschland immer noch weit verbreitet ist, haben sich in den letzten Jahrzehnten bedeutende Veränderungen ergeben: Die Scheidungsraten und die Geburten außerhalb von Ehen sind gestiegen, Ehen können auch unter gleichgeschlechtlichen Paaren geschlossen werden, Mütter sind vermehrt berufstätig (wenn auch in Teilzeit), „aktive“ Väter übernehmen Sorgearbeiten, und eine „soziale“ Elternschaft erfordert nicht zwangsläufig eine biologische Verbindung. Familien sind vielfältiger geworden. Einelternfamilien, nichteheliche Partnerschaften mit Kindern und Patchworkfamilien, in denen ein oder beide Partner Kinder aus früheren Beziehungen mitbringen, sind keine Seltenheit mehr. Nachscheidungsfamilien organisieren die Betreuung ihrer Kinder im Residenz-, Nest- oder Wechselmodell, die Lebensführung von Eltern und Kindern wird multilokal. Regenbogenfamilien und Solomutterschaft, bei der Frauen ohne Partner eine Familie gründen, werden immer präsenter in der Gesellschaft, in den Medien wie auch in der wissenschaftlichen Forschung (Mayer-Lewis 2020; Golombok u. a. 2016).

Entgegen dieses Bildes sich diversifizierender Möglichkeiten der Elternschaft wird die Lage von so genannten „Einelternfamilien“, wie das Familienmodell von Alleinerziehenden auch genannt wird, oft kritisch diskutiert, beginnend bei der Frage, ob sie in Deutschland als eine „normale“ Familienform unter vielen gelten. Einerseits scheint die Akzeptanz dieser Lebensform gewachsen (Zagel 2018; Hammer 2011; Krüger/Micus 1999), andererseits sehen Alleinerziehende selbst noch deutlichen

„Optimierungsbedarf“ (BMFSFJ 2011, S. 70). Sie berichten von vielfältigen und oft schmerzhaften Erfahrungen mangelnder sozialer Anerkennung (Wernberger 2020; Jochim 2020; Niepel 1994). Zudem gelten Alleinerziehende als eine der gesellschaftlichen Gruppen mit dem höchsten Armutsrisiko (BMAS 2021).

Alleinerziehen, Einelternfamilie – Begriffe zur Bezeichnung einer Lebensform, die nicht unumstritten sind, da sie eine Defizitperspektive einnehmen, indem sie nahelegen, dass in diesen Familien Personen fehlen. Und doch sind sie sowohl im Alltag, als auch in anderen Kontexten (Wissenschaft, Recht, Behörden etc.) gebräuchlich. Dabei ist es gar nicht so leicht, „alleinerziehend“ zu definieren. In einem Alltagsverständnis handelt es sich bei Alleinerziehenden um eine Elternperson, die mit mindestens einem Kind zusammenlebt – eine Definition, die sich zu großen Teilen mit rechtlichen und wissenschaftlichen Definitionen deckt (Zagel 2018). Dennoch fallen die Abgrenzungen dieser Familienform von anderen im Detail recht unterschiedlich aus: In der amtlichen Statistik beispielsweise werden objektive Kriterien wie das Zusammenleben mit ledigen Kindern unter 18 Jahren im Haushalt ohne weitere erwachsene Person herangezogen, die z.B. ein Wechselmodell unberücksichtigt lassen, dafür aber Eltern, die sich zwar als Paar betrachten, aber in unterschiedlichen Haushalten leben, einbeziehen. Studien, die sich damit beschäftigen, was alleinerziehen bedeutet, setzen oft auf subjektive Definitionen und betrachten Personen, die sich selbst als alleinerziehend bezeichnen – unabhängig davon, ob sie in eine Partnerschaft eingebunden sind, mit wem sie zusammenleben, welche Sorgerechtsvereinbarungen es gibt oder ob sie von anderen Personen Unterstützung erhalten. Auch wir lassen uns in der empirischen Erhebung für diese Expertise nicht von einer spezifischen Definition für Alleinerziehende leiten, sondern suchen nach Personen, die sich selbst als alleinerziehend bezeichnen.

Wir wollen deren Lebensrealitäten im Rahmen einer explorativen Untersuchung genauer betrachten und fragen:

- Was bedeutet es, in Deutschland alleinerziehend zu sein?
- Wie sehen Alleinerziehende sich selbst und ihre Familie?
Welche Selbstbilder entwerfen sie?
- Welche Erfahrungen machen sie in ihrem sozialen Umfeld?
Mit welchen Fremdbildern sehen sie sich konfrontiert?

Selbst- und Fremdbilder sind Wahrnehmungsformen von sich selbst und anderen, die sich in sozialen Kontexten in Interaktion mit anderen Menschen entwickeln (Mead 1934). Menschen erlernen im Laufe ihrer Sozialisation sich selbst aus den Augen anderer zu betrachten und haben eine allgemeine Vorstellung davon, wie andere sie sehen („generalized other“ bei Mead). Sie nehmen wahr, wie andere den-

ken, fühlen und handeln, und vergleichen sich mit anderen. Sie machen Erfahrungen damit, was andere von ihnen erwarten und erleben, wie Menschen, die ihnen ähnlich sind, behandelt und bewertet werden. Dabei können sie Vorurteilen und Stereotypen begegnen und Stigmatisierungserfahrungen machen, wenn andere sie aufgrund bestimmter Eigenschaften als *anders* wahrnehmen (Goffman 1975). Dies trägt dazu bei, dass Menschen Vorstellungen darüber entwickeln, was in bestimmten Kontexten als „normal“ oder selbstverständlich betrachtet wird. Selbst- und Fremdbilder sind daher soziale Konstrukte, die unter anderem von Gruppenzugehörigkeiten, Rollenbeziehungen, situativen Erfahrungen, der räumlichen Einbettung und gesellschaftlichen Status- und Machtverhältnissen geprägt sind (Oyserman/Elmore/Smith 2012). Medial vermittelte Ideale und gesellschaftliche Prozesse wie Individualisierung und Wertewandel spielen ebenfalls eine Rolle (Pfab 2020).

Selbst- und Fremdbilder sind eng miteinander verknüpft: Selbstbilder beeinflussen, wie Fremdbilder wahrgenommen und bewertet werden; Fremdbilder wiederum können in Selbstbilder integriert werden. Die damit verbundenen Prozesse sind hochkomplex, mal werden Bewertungen durch andere gar nicht wahrgenommen oder ignoriert und bleiben für das Selbstbild folgenlos, mal werden sie abgelehnt, beeinflussen aber dennoch das Selbstbild oder werden akzeptiert und ins Selbstbild integriert. Beide Wahrnehmungsformen sind handlungsrelevant: Handlungen können dem Ausdruck verleihen, wie man sich selbst sieht und von anderen gesehen werden möchte. Selbstbild und wahrgenommenes Fremdbild haben Auswirkungen darauf, wie Menschen auf andere zugehen, mit ihm kommunizieren, wie sie sich verhalten und handeln.

In diesem Beitrag fassen wir zunächst zusammen, wie die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte auf Alleinerziehende blickt. Danach arbeiten wir den aktuellen Forschungsstand zu Selbst- und Fremdwahrnehmungsprozessen von Alleinerziehenden in Deutschland heraus. Es zeigt sich, dass sich nur wenige Studien detaillierter mit diesem Thema befassen und viele Fragen offenbleiben. Im Folgenden stellen wir das Forschungsdesign unserer Studie vor, beschreiben das methodische Vorgehen und die Auswahl der Befragten. Unsere Forschungsergebnisse präsentieren wir anschließend in zwei Kapiteln über die Wege ins Alleinerziehen und das Selbstverständnis als Alleinerziehende, in denen wir die Selbst- und Fremdbilder der Befragten rekonstruieren. Wir schließen den Beitrag, indem wir unsere Ergebnisse zusammenfassen, in den aktuellen Forschungsstand einordnen und einen Ausblick geben. Die Expertise wurde im November 2023 abgeschlossen.

Alleinerziehende im Blick der Forschung

Auch die wissenschaftliche Forschung zeichnet Bilder von Alleinerziehenden, beschreibt sie mittels unterschiedlicher Definitionen (Zagel 2018) und Dimensionen, interpretiert die vorhandenen statistischen Daten und ihre Entwicklung im Zeitverlauf. Dabei reflektieren wissenschaftliche Arbeiten auch, wie sich die Alleinerziehendenforschung in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat und wie sich die Perspektiven auf Alleinerziehende mit der Zeit verändert haben (Peuckert 2012; Schneider 2001; Niepel 1994). Jochim (2020) unterscheidet vor allem mit Bezug auf Niepel (1994) drei Phasen in der Forschung über Alleinerziehende:

1. In der ersten Phase, die bis in die 1970er Jahre reicht, wurden Einelternfamilien vor allem aus einer Defizitperspektive beschrieben, als „zerbrochene“ oder „unvollständige“ Familien, krisenhaft und dysfunktional. Die Studien in dieser Zeit beschäftigten sich vor allem mit Themen wie Entwicklungsstörungen bei Kindern, Armut, Belastungslagen, Stress und gesundheitliche Einschränkungen.
2. Mit der wachsenden Zahl von Eltern, die ihre Kinder alleine erziehen, und mit Diskussionen um Individualisierungsprozesse und eine „Pluralisierung von Lebensformen“ (Beck 1968; Nave-Herz 1988; Peuckert 1991), wurde die Einseitigkeit der ersten Forschungsphase mit ihrer Defizitperspektive zunehmend kritisiert. In den Folgejahren betrachteten die Studien der zweiten Phase verstärkt den Prozess der Neuorganisation des Familiensystems, die positiven Aspekte des Alleinerziehens und die Bewältigungsstrategien Alleinerziehender. In dieser Phase wurden beispielsweise alleinerziehende Väter stärker berücksichtigt, die ökonomischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von Einelternschaft thematisiert und Fragen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Mütter untersucht.
3. Die dritte Phase begann in den 1990er Jahren, mit Arbeiten zu den subjektiven Perspektiven auf die Lebensformen Alleinerziehender, die beispielsweise den Umgang mit Alleinelternschaft und Identitätsveränderungen in den Blick nahmen. Auch individuelle Lebensverläufe wurden stärker betrachtet und Längsschnittstudien dieser Phase widerlegen viele zuvor getroffenen Annahmen über die negativen Auswirkungen des Alleinerziehens (Peuckert 2012). Zunehmend steht die Diversität von Einelternfamilien und die Komplexität ihrer Lebensverhältnisse (Buschmeyer/Zerle-Elsäßer 2020) im Fokus, neue Familienformen, wie Soloeltern, rücken ins Licht der Aufmerksamkeit (Mayer-Lewis 2020). Zudem wird die individuelle Gestaltungsmacht Alleinerziehender, die Unterschiedlichkeit der Wege ins Alleinerziehen und in der Ausgestaltung der Einelternschaft sowie

in den sozial-strukturellen Bedingungen des Alleinerziehens vermehrt untersucht (Schneider/Eichenberg 2022; Hübgen 2020; Keim 2018; Zagel 2018; Zartler 2014).

Eine Defizitperspektive wurde, so Hammer (2002), in dieser dritten Phase merklich korrigiert und durch eine differenzierte Sichtweise ersetzt. Studien machen deutlich, dass Alleinerziehende nicht per se als sozio-ökonomisch deprivierte Gruppe betrachtet werden können. Ihre finanzielle Ausstattung weist eine große Spannbreite auf, ihre Lebenssituation verbessert sich mit längerer Dauer des Alleinerziehens, sowohl finanziell als auch hinsichtlich ihrer Lebenszufriedenheit, insbesondere wenn sie von ausreichenden Transferzahlungen und ausgebauter öffentlicher Kinderbetreuung profitieren, sind sie ähnlich zufrieden, wie kinderlose geschiedene Frauen (Peuckert 2012).

Räumliche Differenzierungen in den Blick nehmen: Ost-/Westdeutschland, ländliche und urbane Räume

Vergleichsstudien von der deutschen Wiedervereinigung bis heute zeigen erhebliche Unterschiede in der Verbreitung der Familienform und in der Lebenssituation von Alleinerziehenden in Ost- und Westdeutschland. So lag der Anteil der Alleinerziehenden an allen Familienformen im Jahr 2018 in den neuen Bundesländern bei 27% gegenüber 16% in den alten Bundesländern (bezogen auf Frauen mit Kindern im Alter von 18–54 Jahren). Männer sind dagegen eher selten alleinerziehend – sowohl in Ost- (3%) als auch in Westdeutschland (2%, BMFSFJ 2021, S. 51).

Ein Teil dieser Unterschiede kann auf die unterschiedliche Situation von Alleinerziehenden in der DDR und BRD vor 1990 zurückgeführt werden. In der DDR wurden Alleinerziehende im Vergleich zur Bundesrepublik Deutschland in besonderem Maße staatlich unterstützt, um ihnen die Erwerbstätigkeit zu erleichtern. Es gab ein gut ausgebautes Netz öffentlicher Kinderbetreuung, das es Alleinerziehenden ermöglichte Erwerbs- und Familienarbeit zu vereinbaren und ein Einkommen zu erzielen, mit dem sie gut auskommen konnten. Sie waren seltener von Armut betroffen und genossen eine höhere gesellschaftliche Akzeptanz als Alleinerziehende in der BRD (Kraus 2014; Niepel 1994). Dennoch bedeuteten diese günstigen sozialstrukturellen Bedingungen in der DDR nicht, dass Alleinerziehen als gleichwertige Familienform neben der Zweielternfamilie betrachtet wurde. Einelternfamilien galten auch in der DDR als unvollständig und defizitär. Auch die Vorstellungen von den Geschlechterrollen waren in DDR und BRD gar nicht so unterschiedlich (Drauschke 2002).

Manche Ost-West-Unterschiede scheinen auch nach der Wende noch nachzuwirken. Dazu zählt die höhere Inanspruchnahme von Kinderbetreuung und die höhere Frauenerwerbstätigkeit im Osten. So waren im Jahr 2018 52% der 0-3-Jährigen in den ostdeutschen Bundesländern in Betreuung, gegenüber 29% in den west-

deutschen Bundesländern (BMFSFJ 2021, S. 332). Im selben Jahr arbeiteten nur 48% der ostdeutschen Mütter in Teilzeit gegenüber 71% der westdeutschen Mütter (BMFSFJ 2021, S. 377). Die geringere Erwerbsbeteiligung der westdeutschen Mütter führt dazu, dass sie ihr Erwerbsverhalten nach einer Trennung oder Scheidung häufiger verändern müssen als die ostdeutschen Mütter. Ostdeutsche Mütter waren in der Regel bereits vor einer Scheidung oder Trennung erwerbstätig und behalten die Erwerbstätigkeit bei, wenn sie alleinerziehend werden. Viele westdeutsche Mütter waren während ihrer Beziehung nicht oder nur in geringem Umfang erwerbstätig und müssen nach der Trennung eine Arbeit suchen, um finanziell über die Runden zu kommen (BMFSFJ 2021). Ost-West-Unterschiede zeigten sich auch in der Studie von Rinke (2010) vor allem mit Blick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die sich für die befragten westdeutschen Alleinerziehenden erheblich komplizierter darstellt als für die Befragten aus Ostdeutschland. Überdies zeigt die Autorin, dass die ostdeutschen Befragten in stärkerem Maße von privater Unterstützung und Hilfeleistungen profitieren als die westdeutschen, was eventuell für „eine größere soziale Akzeptanz dieser Lebensform und ein breiteres Bewusstsein für die Notwendigkeit von Unterstützung“ (Rinke 2010, S. 225) in Ostdeutschland spricht.

Mit der Wende hat sich allerdings die Lebenssituation für viele ostdeutsche Alleinerziehende auch grundlegend verändert, sie mussten mit Arbeitsplatzverlusten und Schließungen von Kinderbetreuungseinrichtungen umgehen, was ihre Möglichkeiten, Sorgearbeit und Berufstätigkeit zu vereinbaren, stark eingeschränkt hat. Nicht nur die Anzahl der Alleinerziehenden, die Sozialhilfe empfangen, ist nach dem Zusammenbruch der DDR deutlich angestiegen, auch die gesellschaftliche Akzeptanz gegenüber Alleinerziehenden hat sich im Zuge dessen verringert (Krüger/Micus 1999).

Räumliche Unterschiede in der Lebenssituation und in der sozialen Akzeptanz von Alleinerziehenden werden auch für ländliche und urbane Regionen vorgetragen: „Im städtischen Umfeld sind sie offenbar kaum direkten Vorurteilen ausgesetzt. Dagegen äußern alleinerziehende Frauen in ländlichen Gebieten häufiger als in der Stadt, dass es insbesondere zu Beginn der Lebensphase Akzeptanzprobleme gebe. Auch die schwierigere Betreuungssituation auf dem Land wird thematisiert“ (BMFSFJ 2011, S. 34). Zwar leben besonders viele Alleinerziehende in Großstädten mit über einer halben Million Einwohnerinnen und Einwohner (28%) und doch ist ihr Anteil auch in Gemeindegrößen von unter 10.000 mit etwa 20% noch beträchtlich (BMFSFJ 2017, S. 18). Es finden sich jedoch nur wenige Studien, die sich genauer mit der Lebenssituation von Alleinerziehenden in ländlichen Regionen auseinandersetzen.

Diese Befunde machen deutlich, dass wir, wenn wir über die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Alleinerziehenden in Deutschland sprechen wollen, auch räumliche Unterschiede in den Blick nehmen sollten. Möglicherweise unterscheiden sich Selbst- und Fremdbilder in Ost- und Westdeutschland, in ländlichen und städtischen Räumen.

Selbst- und Fremdwahrnehmung von Alleinerziehenden in Deutschland – ein Forschungsstand

Nur wenige Arbeiten in Deutschland beschäftigen sich im Detail mit Selbst- und Fremdwahrnehmungsprozessen von Alleinerziehenden, wenngleich Selbst- und Fremdbilder oft am Rande thematisiert werden. Dieser Forschungsstand stützt sich daher vor allem auf die Studie von Jochim (2020), die sich mit dem konstruktiven Charakter der Familienform Alleinerziehend und den damit verbundenen Selbstbildern von Alleinerziehenden in München beschäftigt. Des Weiteren werden einige qualitative Studien für diesen Forschungsstand rezipiert, deren Analysen Einblicke in Selbst- und Fremdwahrnehmungsprozesse geben können, auch wenn diese Thematik nicht im Mittelpunkt der Studien lag. Die meisten dieser Arbeiten sind als Fallstudien in bestimmten Städten oder Landkreisen durchgeführt worden. In Westdeutschland sind das die Studien von Niepel (1994) in Bielefeld, von Jochim (2020) in München, von Wernberger (2014) im bayrischen Landkreis Rosenheim, von Lohmeier (2003) im bayrischen Landkreis Traunstein und von Wieland (2012) in der Stadt Pforzheim und im Landkreis Enzkreis in Baden-Württemberg. In Ostdeutschland ist die Studie von Schlinzig (2020) in Dresden lokalisiert. Größere räumliche Bezugsrahmen haben die Studien von Nestmann und Stiehler (1998) in Sachsen und von Schneider (2001) und Rinken (2010), die Befragte aus Ost- und Westdeutschland einbeziehen. Bei Eckert u.a. (2019) finden sich zu den Wohnorten der Befragten keine Angaben.

2.1 Selbst- und Fremdwahrnehmung der Wege ins Alleinerziehen

Die Entstehungszusammenhänge der Lebensform alleinerziehend sind komplex und es ist anzunehmen, dass mit den unterschiedlichen Wegen ins Alleinerziehen zum Teil auch sehr unterschiedliche Selbst- und Fremdbilder verknüpft sein können.

Im Folgenden soll daher herausgearbeitet werden, welche Einsichten in Selbst- und Fremdbilder die oben vorgestellten qualitativen Studien bieten.

Eckert u.a. (2019) machen deutlich, dass Trennungen für die Betroffenen selbst meist weder normale noch unproblematische Lebensereignisse sind. Nicht nur alltagspraktisch müsse das Leben durch einen Trennungsprozess neu sortiert werden, die Trennung müsse auch kognitiv und emotional verarbeitet werden. In den Erzählungen über Trennungen falle auf, dass in diesen verhandelt wird, wie das Verhalten der Beteiligten moralisch einzuordnen ist (der „gute“ Befragte, der „böse“ Partner oder die „böse“ Partnerin). Zudem folgten sie, um die moralische Integrität der Beteiligten wieder herzustellen, häufig zwei Mustern: Die „survivor stories“ berichten davon, wie sich die Befragten ihr Leben danach wieder neu aufbauen und an Stärke gewinnen; andere Trennungserzählungen beginnen mit der Reue über eigene Fehler und berichten weiter, dass man aus diesen Fehlern gelernt habe. Durch eine Trennung beschädigte Selbstbilder können so wieder gekittet oder durch neue ersetzt werden.

Auch in den weiteren für diesen Forschungsstand rezipierten Studien über Alleinerziehende, die Trennungen erlebt haben, wird deutlich, dass erzwungene Trennungen als besonders schmerzhaft erlebt werden, sei es durch Tod oder verlassen werden. Trauer, Einsamkeit, Schuldgefühle, Scham, Wertlosigkeit sind damit verbundene Gefühle und die Bewertung der neuen Familiensituation ist hauptsächlich negativ. Die Identität wird beschädigt, das bisherige Selbstverständnis erschüttert. Trennungen können aber auch als Befreiung von einer konflikthaften oder auf Dauer belastenden Beziehung erlebt werden, dennoch können auch damit nicht nur positive Gefühle verbunden sein, sondern der Prozess kann als Belastung erlebt werden, verbunden mit dem Eindruck des Scheiterns, der Scham über den Verlust der Partnerschaft und Schuldgefühlen gegenüber den Kindern. Die Ausführungen in allen Studien vermitteln den Eindruck, dass Trennungen das Selbstbild belasten, welche Selbst- und Fremdbilder aber genau damit einhergehen, wurde nicht untersucht. Es deutet sich jedoch an, dass in diesem Zusammenhang gesellschaftliche Normen und Werte und ggf. auch (antizipierte) Reaktionen und Bewertungen durch das eigene soziale Umfeld eine wichtige Rolle für die Selbstwahrnehmung spielen. So schildern in den Arbeiten von Jochim (2020) und Wernberger (2014), die sich beide mit Alleinerziehenden in Bayern befassen, die Befragten ganz ähnliche Erlebnisse mit Vertreterinnen und Vertretern von Behörden, die uns einen Blick auf ihre Selbst- und die wahrgenommenen Fremdbilder werfen lassen. Beispielhaft sollen hier zwei Erzählungen vorgestellt werden. Als eine Befragte in der Studie von Jochim (2020) gegenüber einer kommunalen Behördenvertreterin, bei der sie sich nach einem Kinderbetreuungsplatz erkundigte, ihr alleinerziehen offenlegte, um damit zu unterstreichen, dass sie diesen Platz dringend braucht, bekam sie zur Antwort, das seien „hausgemachte Probleme“ (Jochim 2020, S. 233). Damit weist die Sprecherin jegliche Verantwortung für die Vergabe von Betreuungsplätzen im Falle eines solchen Bedarfes von sich und vermittelt, dass eine Trennung, ein Abweichen von der Norm der ehelichen oder zumindest partnerschaftlichen Kernfamilie,

eine Privatangelegenheit sei, selbst – geradezu schuldhaft – herbeigeführt. Die daraus entstehenden Probleme müssten daher auch selbst gelöst werden und es könne keine Unterstützung durch Dritte erwartet werden. Dieser Argumentation scheint ein Bild von Alleinerziehenden als problembelastete, inkompetente, beziehungsunfähige Personen zu Grunde zu liegen. Mit der Unterstellung, die Befragte würde ihr eigenes familiäres Versagen zu Lasten der Allgemeinheit kompensieren wollen, wird sie mit einem Fremdbild von Alleinerziehenden als unreif, selbstsüchtig und unsozial konfrontiert. Eine ähnliche Situation wird auch bei Wernberger (2014) von einer Befragten geschildert, die wiedergibt, dass sie in Gesprächen, in denen es um ihren Hartz-IV-Antrag ging, „erst einmal das Gefühl vermittelt [bekam], man ist nichts wert. [...] Also, den besten Satz, den er [der Behördenvertreter] einmal zu mir gesagt hat, war, »aja was kann denn ich dafür, dass ihr Mann so ein Arschloch ist, dass er keinen Unterhalt zahlt« Dann sag ich, »sie nichts, aber ich auch nichts«. Dann sagt er, »ja sie haben sich den ja ausgesucht nicht ich« [...] Also, klar habe ich ihn mir damals ausgesucht, aber das habe ich ja revidiert.“ (Wernberger 2014, S. 113). Die Befragte lacht im Anschluss und macht so deutlich, dass sie sich von dem hier vermittelten Fremdbild distanziert und es nicht in ihr Selbstbild integriert. Ganz im Gegenteil vermittelt ihre Aussage ein Selbstbild als selbstbewusste und handlungsfähige Frau, die ihren Fehler bei der Partnerwahl erfolgreich „revidiert“ hat und die nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, dass sich der Kindsvater seiner Verantwortung entzieht.

Diese Beispiele zeigen, dass sich aus Erzählungen über den Weg ins Alleinerziehen oder Erlebnisse als Alleinerziehende gut Selbst- und Fremdbilder rekonstruieren lassen. Differenzierte Einblicke in die Frage, welche Wege ins Alleinerziehen mit welchen Selbst- und Fremdbildern verknüpft sind, oder ob es hier räumliche Unterschiede zwischen Ost und West, ländlichen und städtischen Regionen gibt, bieten diese Studien jedoch nicht. Unterscheiden sich beispielsweise die Selbst- und Fremdbilder von Trennungseltern von Eltern, deren Elternschaft außerhalb einer Beziehung entstanden ist? Offen bleibt auch, ob Alleinerziehende in Ostdeutschland weniger negative Fremdbilder wahrnehmen als in Westdeutschland, oder Alleinerziehende in Großstädten weniger als jene, die in ländlichen Regionen leben.

2.2 Das eigene Selbstverständnis als Alleinerziehende

Die vorhandenen Studien beschreiben ein differenziertes Bild unterschiedlicher Selbstverständnisse von Alleinerziehenden, die positive, negative und ambivalente Bewertungen beinhalten.

Manche Befragte betrachten ihre Familienform als tragfähig und für sie passend, sie machen deutlich, dass sie damit sehr zufrieden sind. Ein positives Selbstverständnis

formulieren sowohl Alleinerziehende, die Alleinerziehen als Lebensform akzeptieren oder gar als gesellschaftlich zukunftsweisend bewerten, die der Meinung sind, dass Alleinerziehen für sie und ihre Kinder besser ist als der Verbleib in der Partnerschaft oder, die Alleinerziehen „normal“ finden und in einem Umfeld leben, das sie darin bestärkt. Sie schätzen ihre Unabhängigkeit und betonen positive Aspekte des kindlichen Aufwachsens in einer Einelternfamilie und wenden sich gegen eine Idealisierung der Zweielternfamilie (Jochim 2020; Schneider 2001; Niepel 1994). Sie kritisieren, dass das Alleinerziehen zu wenig Anerkennung findet und dass diese Lebensform strukturell benachteiligt wird (Rinken 2010). In einigen Studien wird beschrieben, dass sich die Haltung der Alleinerziehenden zu ihrer Familienform mit der Zeit und mit einer erfolgreichen Auseinandersetzung mit der Einelternsituation verbessert (Niepel 1994), wenn sie sich beispielsweise wie Wernberger (2014) es beschreibt, von negativen Bewertungsmustern lösen und sich weder schämen noch verstecken wollen.

Andere Alleinerziehende beschreiben ein negatives Selbstverständnis. Sie sind unglücklich, dass sie alleinerziehend sind und möchten es nicht bleiben. Sie beschreiben Gefühle der Scham und der Unvollständigkeit, Überlastung und Stresserlebnisse im Alltagsleben. Sie sind der Meinung, dass Kinder in Zweielternfamilien besser aufwachsen können. Auch ein Mangel an gesellschaftlicher Wahrnehmung und Anerkennung werden benannt, was jedoch weniger zu einer gesellschaftskritischen Haltung führt, als zu einem Unwohlsein mit der eigenen Familiensituation (Jochim 2020; Wieland 2012; Rinken 2010; Schneider 2001).

Ambivalente Selbstverständnisse beinhalten positive wie negative Aspekte des Alleinerziehens. Befragte, die ein ambivalentes Selbstverständnis äußern, stellen beispielsweise ihrer neu gewonnenen Unabhängigkeit durch das Alleinerziehen, die sie als Vorteil bewerten, Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt als Nachteil gegenüber. Auch Unsicherheiten werden genannt, beispielsweise darüber, ob und inwiefern der andere Elternteil wichtig für die gelingende Entwicklung des Kindes sei. Manche der Befragten fordern eine stärkere Anerkennung ihrer Lebensform (Jochim 2020; Rinken 2010; Schneider 2001). Eine ausgeprägte Ambivalenz, gespeist aus einerseits einer Verinnerlichung traditioneller Familien- und Geschlechterbilder und andererseits einer Rezeption und Konstruktion moderner bis postmoderner Bilder von Geschlecht und Familie, ist ein wesentliches Ergebnis der Arbeit von Rinken (2010).

Der Begriff „alleinerziehend“ wird von Alleinerziehenden selbst oft als Zuschreibung von außen durch Institutionen und Behörden akzeptiert, sie kritisieren ihn jedoch auch als negativ konnotiert („Hartz-IV“, „beziehungsunfähig“) oder als unzutreffend für ihre tatsächliche Lebenssituation, in der sie von anderen unterstützt werden (BMFSFJ 2011, S. 30-32).

Um das Selbstverständnis der alleinerziehenden Befragten zu rekonstruieren, untersucht Jochim (2020) unter anderem, wie sich die Befragten mit anderen Alleinerziehenden

und mit Personen in anderen Lebenssituationen vergleichen, zu welchen Gruppen sie sich zuordnen und von welchen sie sich abgrenzen. Sie zeigt auf, dass einige Befragte in der Beschreibung ihres Selbstbilds darauf verweisen, dass sie keine „klassische“ oder „eigentliche“ Alleinerziehende seien, und dies damit begründen, dass sie keine staatlichen Leistungen, wie Hartz-IV beziehen, dass sie finanziell gut gestellt sind oder dass sie Personen haben, die ihre Kinder regelmäßig mitbetreuen, sei es das andere Elternteil oder die Großeltern. Damit wenden sie sich gegen wahrgenommene Fremdbilder von Alleinerziehenden als finanziell oder sozial benachteiligt. Andere Befragte machen hingegen deutlich, dass die Gruppe der Alleinerziehenden so heterogen ist, dass Verallgemeinerungen nicht möglich sind. Wieland (2012) beschäftigt sich in ihrer Studie damit, wie Alleinerziehende und Zweielternfamilien die jeweils andere Lebensform betrachten. Sie zeigt, dass beide im direkten Vergleich viele Vorzüge im Zweielternmodell sehen, z.B. benennen die befragten Frauen die Fürsorge durch einen Partner als vorteilhaft, obwohl die männlichen Partner in den Zweielternfamilien kaum in die praktische Care-Arbeit einbezogen sind. Schneider (2001) merkt an, dass Alleinerziehende, die dem Zweielternmodell kritischer gegenüber stehen, ein positiveres Bild von ihrer eigenen Familienform zeichnen.

Darüber, welches Bild Alleinerziehende von ihren Familien haben, gibt es nur wenige Befunde. Schneider u.a. (2015) zeigen in ihrer Familienleitbilder-Studie mit Daten von 2012, dass in Deutschland unter den alleinerziehenden Befragten mehr Personen Lebensformen wie heterosexuelle Ehepaare oder nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kind(ern) als Familie bezeichnen, als das vorgegebene Ein-Elternmodell einer Frau mit Kind. Auch in den drei hier vorgestellten bayrischen Fallstudien wird deutlich, dass die eheliche Zweielternfamilie ein Familienmodell mit hoher Wirkmächtigkeit ist. Viele Befragte sehen ihre Familie im Vergleich dazu als unvollständig oder unüblich (Lohmeier 2003; Wernberger 2014). Selbst wenn die Befragten davon ausgehen, dass es die eheliche Zweielternfamilie immer weniger gibt, nutzen sie dieses Bild in ihren Erzählungen als positive Referenzgröße (Jochim 2020). Präsent sind solche Vergleiche beispielsweise, wenn weibliche Befragte sagen, sie hätten „keine Familie“, da sie nur mit ihren Kindern leben oder, sie hätten „gerne eine Familie“ und damit meinen, dass sie sich zu ihren Kindern noch einen Partner wünschen, der Geborgenheit, Vertrauen und Zusammengehörigkeit gibt (Wernberger 2014, S. 193).

2.3 Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen

In fast allen betrachteten qualitativen Studien werden Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen von Alleinerziehenden thematisiert, sie stehen jedoch selten im Mittelpunkt und werden kaum systematisch analysiert.

Viele der befragten Alleinerziehenden berichten, dass sie den Eindruck haben, dass andere ihre Familienform als „komisch“ betrachten (Niepel 1994, S. 101) oder kritisch beäugen (Wieland 2012; Lohmeier 2003). Sie erzählen von vielfältigen Stigmatisierungserfahrungen, dass sie von anderen als ungebildet, schlechte Eltern oder faul wahrgenommen werden, verbunden mit dem Vorwurf, sie würden Sozialhilfe beziehen, um keiner Arbeit nachgehen zu müssen (Jochim 2020; Wieland 2012). Trennungsfamilien, die ihre Kinder im Wechselmodell betreuen, erleben kritische Reaktionen auf ihr Familienmodell und setzen sich mit Vorwürfen auseinander, dass ihre Kinder unter diesen Umständen nicht „gut“ aufwachsen könnten. Diese Erfahrungen führen dazu, dass die Befragten fortwährend ihre Selbstidentifikation als Familie reflektieren und ambivalente Selbstbilder aufweisen: Mal stellen sie in Frage, ob ihr Beziehungsgeflecht als „Familie“ bezeichnet werden kann, mal machen sie deutlich, dass monokonale Zweielternfamilien nicht die einzig legitime Familienform sind (Schlinzig 2020). Ein Weg, um Stigmatisierungserfahrungen zu minimieren, scheint in der Studie von Niepel auf, wenn eine Befragte erzählt, dass sie sich seit der Trennung ganz bewusst mit Menschen umgibt, die Trennungen und Einelternschaft als „normal“ ansehen, um sich „nicht ständig mit negativen Zuschreibungen auseinandersetzen zu müssen“ (Niepel 1994, S. 298).

Vergleichsweise viele negative Reaktionen auf ihre Familienform werden von Personen aus ländlichen Regionen geschildert (BMFSFJ 2011). Stigmatisierungserfahrungen werden entsprechend auch besonders in den ländlichen Fallstudien thematisiert. Bei Wernberger (2014) werden von den Befragten in einer bayrischen ländlichen Region Stigmatisierungsprozesse mit großer Selbstverständlichkeit berichtet. Es sei „klar“, dass in einem kleinen Dorf Menschen schlecht über Alleinerziehende redeten und sie vielfach gespiegelt bekämen, sie seien gescheitert und schlechte Mütter (Wernberger 2014, S. 145). Sie erzählen von Reaktionen auf ihr Alleinerziehen wie Mitleid oder Ablehnung und davon, dass sie aus sozialen Kontakten ausgeschlossen wurden, oder einen solchen Ausschluss fürchten. Einige weibliche Befragte thematisieren, dass sie darauf achten, sich keinen schlechten Ruf einzufangen, sonst würden sie als Frau und Mutter schnell diskreditiert. So erzählt eine Befragte, dass sie sich davor hütet, sich und ihren Sohn von einem verheirateten Vater zu Fußballspielen mitnehmen zu lassen, damit die Ehefrau nicht eifersüchtig wird. Auch berichten Befragte, dass sie auf Unterstützung durch andere verzichten, damit ihnen nicht vorgeworfen wird, sie auszunutzen (Wernberger 2014; Lohmeier 2003).

Erzählungen von Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen erstrecken sich vom Berufsleben über die Wohnungssuche bis hin zum Kontakt mit Behörden und Institutionen. Im beruflichen Bereich berichten die Befragten von mangelndem Verständnis und negativen Erfahrungen, die sie auf ihren Status als Alleinerziehende beziehen, z.B. wenn sie auf ihre Bewerbungen nur Absagen erhielten, oder wenn ihr Chef sich darüber mokiert, dass sie jeden Tag pünktlich Feierabend machen (Wieland 2012). Bei Wernberger (2014) schildern Befragte negative Erfahrungen

bei der Wohnungssuche, berichten von offener und verdeckter Ablehnung seitens Wohnungseigentümer und Makler. In der Münchener Studie von Jochim (2020) werden Stigmatisierungserlebnisse durch Behörden oder Betreuungseinrichtungen thematisiert: Die Befragten berichten, dass sie wegen ihres Alleinerziehens von Kinderbetreuungseinrichtungen abgelehnt wurden, mal ohne Begründung, mal mit Verweis darauf, dass Alleinerziehende ihre Kinder nicht pünktlich abholen könnten oder, dass viele behaupten alleinerziehend zu sein, nur um einen Platz zu bekommen. Einer Befragten wurde eine besondere Bedürftigkeit für einen Betreuungsplatz abgesprochen und nahegelegt, dass sie doch besser Hartz-IV beantragen und ihre Kinder selbst betreuen sollte. Auch institutionelle Rahmenbedingungen wie Kitaöffnungszeiten, die es schwer machen, Berufstätigkeit und Sorgearbeit zu vereinbaren, oder Schulen, die Unterrichtszeiten kurzfristig verschieben oder Stunden ausfallen lassen, verdeutlichen den Befragten, dass diese Institutionen nicht an ihrem Familienmodell ausgerichtet sind. Bei Wernberger (2014) betrachten die Befragten dies eher als ihr individuelles Problem und nicht als strukturellen Mangel: Eine Befragte schildert beispielsweise, dass sie, als ihr Kind noch im Kindergarten war, immer zu spät in die Kinderbetreuungseinrichtung zum Abholen kam und die Erzieherinnen mit ihr schimpften. In den hier rezipierten Studien finden sich nur selten Aussagen, die solche Erlebnisse auf eine strukturelle Benachteiligung zurückführen. Nur bei Nestmann und Stiehler (1998) in Sachsen wird eine Befragte zitiert, die findet, dass ihr Familienmodell systematisch nicht berücksichtigt wird und sie als Alleinerziehende dadurch benachteiligt wird. Als Beispiel nennt sie reduzierte Tarife bei Eintrittskarten oder Fahrkarten, die so gestaltet sind, dass sie nur eine Vergünstigung für zwei Erwachsene und ihre Kinder bieten, nicht aber für eine erwachsene Person mit Kindern.

In den meisten Studien stehen alleinerziehende Mütter im Vordergrund, nur wenige Väter wurden einbezogen. Geschlechterunterschiede finden sich besonders ausgeprägt mit Blick auf Stigmatisierungserfahrungen. Anders als viele Mütter sprechen die befragten Väter nur selten davon, ganz im Gegenteil erzählen sie von positiven Reaktionen, wenn sie sich als alleinerziehend vorstellen (Jochim 2020; Nestmann/Stiehler 1998; Wernberger 2014). Sie haben den Eindruck, dass man sie als „Exoten“ wahrnimmt (Wieland 2012; Nestmann/Stiehler 1998) und erzählen davon, dass sie viel Zuwendung, Empathie und Unterstützung erhalten, wenn sie ihr Alleinerziehen thematisieren. Negative Erlebnisse werden selten berichtet, nur ein Vater bei Jochim (2020) hat den Eindruck, dass er unter Beobachtung steht und sich als „guter“ Vater beweisen muss. Ähnlich empfindet ein Vater bei Nestmann und Stiehler (1998) die Unterstützungsangebote als übertrieben und unangenehm und hat den Eindruck, dass ihm damit Hilflosigkeit und Unfähigkeit unterstellt wird. Jochim (2020) arbeitet in ihren Interviews mit alleinerziehenden Müttern und Vätern eine hegemoniale Männlichkeit trotz aktiver Vaterschaft heraus. Auch im Alleinerziehen zeige sich eine Überlegenheit von Männern über Frauen. Anders als die weiblichen Befragten waren die männlichen Gesprächspartner auch nach dem Übergang ins Alleinerziehen unverändert Vollzeit erwerbstätig und konnten dies sein, da sie von vielen Seiten bei

der Vereinbarung von Familie und Beruf unterstützt wurden. Ihnen wurde nicht zur Aufgabe ihrer Tätigkeit und zum Bezug von Sozialleistungen geraten, ihr Betreuungsbedarf am Nachmittag wurde akzeptiert. Damit verweist Jochim auch auf die Wirkmacht von traditionellen Geschlechterrollen und die damit verbundenen Bilder von Mutter- und Vaterschaft.

Diese Ausführungen machen deutlich, dass Stigmatisierungserfahrungen keine Seltenheit sind. Darüber, was sie für die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Alleinerziehenden bedeuten, wie die Befragten mit diesen Erfahrungen umgehen und Benachteiligungserfahrungen in ihr Selbstbild integrieren, wissen wir wenig. Kontexte in denen vermutet wird, dass es Alleinerziehende besonders schwer haben (eine westdeutsche Stadt mit einem Mangel an Wohnungen und Kinderbetreuungseinrichtungen; ländliche Räume in denen traditionelle Geschlechterrollen und Familienbilder angenommen werden) sind besser untersucht als Kontexte in denen die Alleinerziehendenzahlen schon seit Jahrzehnten hoch sind und sowohl Müttererwerbstätigkeit als auch Ganztagskinderbetreuung verbreitet ist. Auch die Rolle der unterschiedlichen Einkommensverhältnisse und Sorgearrangements wurde bisher kaum in den Blick genommen, Väter und Soloeltern wurden in den vorliegenden Studien seltener oder gar nicht befragt.

In dieser Expertise können wir nicht all diese Lücken füllen und doch wollen wir schlaglichtartig den Fokus auf Aspekte richten, die bisher zu kurz kamen: Unser Schwerpunkt liegt auf der subjektiven Perspektive unterschiedlicher Alleinerziehendengruppen. Die meist südwestdeutschen Fallstudien aus der Literatur ergänzen wir durch Befragte aus dem Nordosten Deutschlands, den Blick auf Alleinerziehende in Armutslagen durch einkommensstarke Alleinerziehende. Wir beziehen explizit einen alleinerziehenden Mann und eine Solomutter ein und arbeiten heraus, wie diese ihren Weg ins Alleinerziehen erlebt haben und wie sie ihr Selbstverständnis als Alleinerziehende beschreiben.

Forschungsdesign und Auswahl der Befragten

Im Mittelpunkt dieser Studie stehen die Selbst- und Fremdwahrnehmungen von Alleinerziehenden: Welches Selbstbild zeichnen sie von sich und ihrer Familie, mit welchen Fremdbildern sehen sie sich konfrontiert und wie integrieren sie diese in ihr Selbstverständnis, im Folgenden stellen wir das Forschungsdesign unserer Studie vor.

Um Selbst- und Fremdwahrnehmungsprozesse rekonstruieren zu können, haben wir lebensgeschichtliche Leitfadeninterviews durchgeführt. Sie orientieren sich am Verfahren des problemzentrierten Interviews (Reiter/Witzel 2022) und wurden so konzipiert, dass sie ausführliche Erzählungen über den Weg ins Alleinerziehen anregen, sich aber auch auf bestimmte mit Selbst- und Fremdbildern verbundene Themenfelder („Probleme“) fokussieren, die wir im Literaturüberblick herausgearbeitet haben.

Der Leitfaden ist wie folgt gegliedert:

- Familienbild
- Wege ins Alleinerziehen
- Alltagsleben
- Die gute Mutter/der gute Vater
- Öffnung nach außen und Reaktionen auf den Alleinerziehendenstatus
- Allgemeine Einschätzung der eigenen Lebenssituation

Die Interviews dauerten zwischen 65 und 156 Minuten, sie wurden face-to-face oder online geführt. Die Interviews wurden wortwörtlich transkribiert und für die Veröffentlichung pseudonymisiert.

Für die Rekonstruktion von Selbst- und Fremdbildern im Zeitverlauf haben wir nachvollzogen, wie die Befragten ihren Weg ins Alleinerziehen darstellen und wie sie ihr Selbstverständnis als Alleinerziehende beschreiben. Insbesondere schauten wir darauf, was sie als „normal“ und selbstverständlich erachten, v.a. mit Blick auf (1) Familienmodelle, (2) Geschlechterrollen, (3) Bilder von „guter“ Elternschaft, (4) Stigmatisierungserfahrungen und (5) Erfahrungen von Benachteiligung und Ausgrenzung. Die in diesen Erzählungen enthaltenen Fremd- und Selbstbilder wurden zunächst identifiziert. Dann wurde betrachtet, wie die Befragten mit diesen Bildern umgehen und inwieweit sie Eingang in ihr Selbstverständnis finden. Zudem wurden Vergleichserzählungen analysiert: Mit welchen Gruppen vergleichen sich die Befragten, welchen fühlen sie sich zugehörig, von welchen grenzen sie sich ab und was wird anhand dieser Positionierungen über ihre Selbst- und Fremdbilder deutlich? Die Ergebnisse dieser Fallanalysen wurden in Fallportraits festgehalten.

Die Befragten haben wir über verschiedene Social Media Kanäle und Gate-Keeper aus den Bereichen Kultur und Soziales angesprochen. Ausgewählt wurden Alleinerziehende, die eine möglichst große Spannweite unterschiedlicher Lebensverhältnisse abdecken. Die Befragten sollten mehrheitlich weiblich und durch eine Trennung alleinerziehend geworden sein (wie der Großteil der Alleinerziehenden in Deutschland). Als Kontrastfälle wurden eine Solomutter und ein alleinerziehender Vater befragt. Eine möglichst große Unterschiedlichkeit der Befragten wurde hinsichtlich ihres Einkommens und ihres Betreuungsarrangements angestrebt. Alle Befragten wohnen im Nordosten Deutschlands, in kleineren oder größeren Städten. Das jüngste Kind der Befragten sollte nicht älter als 12 Jahre sein, damit wir nicht nur nach der Vergangenheit, sondern auch nach Zukunftsvorstellungen mit dem Kind fragen konnten. Die folgende Tabelle gibt einige Charakteristika der Befragten wieder.

Tabelle 1: Charakteristika der Befragten

Pseudonym	Weg ins Alleinerziehen	Geschlecht	Alter	Einkommen und Arbeitszeit	Kinderzahl (Alter), Betreuungsarrangement
Nadine Berger	Trennung (2019)	Weiblich	45	2360 € Teilzeit 28h	1 (13 Jahre) Wechselmodell: wöchentlich
Stefanie Hendrich	Trennung (2022) Scheidung (2023)	Weiblich	53	2700 € Teilzeit 30h	1 (9 Jahre) Residenzmodell
Mirko Voss	Trennung (2019)	Männlich	36	1200 € erwerbslos	1 (5 Jahre) Residenzmodell
Eva Lohmann	Mutterschaft außerhalb einer Beziehung	Weiblich	25	1150 € erwerbslos	1 (5 Jahre) Residenzmodell
Annika Feldkamp	Trennung und Mutterschaft außerhalb einer Beziehung	Weiblich	31	1200 € Elternzeit	3 (7 Jahre, 2 Jahre, 9 Monate) Residenzmodell
Tina Bremer	Solo	Weiblich	41	2500 € Elternzeit	1 (3 Monate)

Quelle: eigene Darstellung

Realisieren konnten wir je zwei Interviews mit Befragten, die erwerbstätig, erwerbslos oder in Elternzeit sind. Zwei Befragte haben Erfahrung mit Vollzeitberufstätigkeit während ihrer Elternschaft, zum Zeitpunkt des Interviews sind jedoch alle erwerbstätigen Befragten in Teilzeit beschäftigt. Ihre Haushaltseinkommen bewegen sich zwischen rund 1200 Euro und 2700 Euro. Auch die Betreuungsmodelle sind sehr heterogen: Mal besteht kein oder nur unregelmäßiger Kontakt zum anderen Elternteil, mal findet eine regelmäßige Betreuung an Wochenenden und in den Ferien statt. In einem Fall wurde ein wöchentliches Wechselmodell vereinbart. Unterschiedlich ist auch die Einbettung der Befragten in soziale Kontakte: Manche unterhalten enge Kontakte zu ihrer Herkunftsfamilie und können sich auf deren Unterstützung verlassen, andere beschreiben die Beziehungen zu ihrer Herkunftsfamilie als konfliktbelastet oder beklagen den Tod enger Bezugspersonen. Auch freundschaftliche, kollegiale oder nachbarschaftliche Kontakte werden in unterschiedlichem Ausmaß gepflegt und als unterschiedlich unterstützend erlebt. Kurzbiografien zu allen sechs Befragten finden sich im Anhang.

Wege ins Alleinerziehen: „Schön ist anders!“

Die Befragten beschreiben sehr unterschiedliche Wege ins Alleinerziehen. Nadine Berger, Stefanie Hendrich und Mirko Voss wurden alleinerziehend, nachdem es zu einer Trennung einer längeren Beziehung (zwei nichteheliche Lebensgemeinschaften und eine Ehe) zum Kindsvater oder zur Kindsmutter kam. Eva Lohmann hatte sich ein Kind gewünscht, erfuhr aber erst von der Schwangerschaft als sie ihre Partnerschaft bereits beendet hatte. Annika Feldkamp, die drei Kinder hat, beendete die Beziehung zum ersten Kindsvater wegen häuslicher Gewalt, indem sie mit ihrem Kind Schutz in einem Frauenhaus suchte; ihr zweites Kind entstand aus einer kurzen Beziehung, die zum Zeitpunkt der Schwangerschaft nicht mehr intakt war, und mit dem Vater ihres dritten Kindes führt sie zwar eine Beziehung, sie leben aber nicht zusammen. Tina Bremer entschied sich für eine Solomutterschaft.

Mit dem Thema Alleinerziehen wurden sie entsprechend zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten konfrontiert. Die Solomutter überlegte vor ihrer Entscheidung zur Mutterschaft ausgiebig, ob sie eine Alleinelternschaft möchte. Die beiden Befragten, die ungeplant schwanger wurden, stellten sich dem Thema mit Kenntnis über die Schwangerschaft, während die anderen Befragten eine Zeit lang davon ausgingen, ihre Kinder als Zweielternfamilie großzuziehen und das Thema Alleinerziehen für sie erst mit den Konflikten in der Partnerschaft, ihren Versuchen eine Trennung zu vermeiden oder dem Verlassen werden aufkam. Bei allen wird deutlich, dass alleinerziehend sein nicht ihre erste Wahl war, sondern die sich bietende Alternative. Insbesondere fällt auf, dass der Weg ins Alleinerziehen keine ad hoc Entscheidung war, sondern ein langwieriger Abwägungsprozess mit einer Vielzahl von Teilentscheidungen.

Auch der Grad an Konflikthaftigkeit, mit dem der Übergang ins Alleinerziehen ablief, wie nach der Trennung der Kontakt mit dem anderen Elternteil geregelt wurde, wie die Sorgearbeit sowohl vor als auch nach der Trennung aufgeteilt und organisiert wurde und wie die Kinder auf die Trennung reagiert haben, war sehr unterschiedlich. Nadine Berger hat sich einvernehmlich von ihrem Partner getrennt und die Kinderbetreuung danach im Wechselmodell organisiert. Stefanie Hendrich und Mirko Voss wurden verlassen und brauchten Zeit sich mit der neuen Situation zu arrangieren. Annika Feldkamp hat die Trennung von ihrem ersten gewalttätigen Partner selbst initiiert. Sie leben mit ihren Kindern im Residenzmodell und die Kinder haben zum Zeitpunkt des Interviews mal regelmäßigen Kontakt mit dem anderen Elternteil, mal ist der Kontakt nur sporadisch. Ihre Erzählungen sind davon geprägt, wie schwierig es ist, Treffen zu organisieren. Annika Feldkamp hat zu zwei der drei Kindsväter keinen Kontakt. Eva Lohmann, die ihr Kind außerhalb einer Beziehung bekommen hat, berichtet, wie sie zunächst versuchte, einen Kontakt

zu etablieren, diesen dann aber wegen mangelndem Interesse des Vaters wieder abgebrochen hat. Manche Befragte schildern, wie traurig ihre Kinder über die Trennung waren und wie hilflos und sorgenvoll sie dem gegenüberstanden. Bei allen wird deutlich, wie intensiv sie sich mit der Frage auseinandersetzen, ob es ihren Kindern gut geht. Das ist eine wesentliche Instanz auch für ihr eigenes Selbstbild. Ihre Selbsteinschätzung als gute Mutter oder guter Vater ist eng damit verknüpft, ob sich ihre Kinder wohlfühlen, ob sie glücklich sind, guten Kontakt mit anderen Kindern pflegen und ob in der Schule oder im Kindergarten keine Probleme auftreten. In Situationen, die ihnen diese Eindrücke vermitteln, fühlen die Befragten, dass sie ihre Sache als Eltern gut gemacht haben.

4.1 Die Legitimität der Einelternschaft

Die Befragten, die sich getrennt haben, berichten, dass ihr Umfeld ihnen ganz klar vermittelt hat, dass es besser sei, sich zu trennen, als unglücklich zusammen zu bleiben. Diese normative Vorstellung steht in einem gewissen Gegensatz zur Vorstellung, dass man Partnerschaften mit Kind nicht leichtfertig beenden sollte. Auch von solchen Reaktionen erzählen einzelne Befragte. Beide Fremdbilder finden Eingang in ihre Selbstdarstellung. Wenn sie erzählen, wie sie alleinerziehend wurden, sprechen alle Befragten, die eine Trennung erlebt haben, die Frage an, wann es legitim ist, sich als Eltern zu trennen: Mal berichten sie von ihren Versuchen eine Trennung zu vermeiden, mal erläutern sie, aus welchen Gründen eine Trennung unausweichlich wurde, mal rechtfertigen sie die Trennung als nicht nur besser für sich selbst, sondern vor allem besser für ihre Kinder. Sie berichten von ihren Gedanken darüber, ob sie in der Partnerschaft, aber auch als Eltern versagt haben, dass sie ihren Kindern eine „zerbrochene“ Familie (Nadine Berger, S. 6) zumuten. An diesen Stellen wird deutlich, wie stark die Trennung und ihre Folgen auch ihr Selbstwertgefühl belasten.

Sowohl die befragten Alleinerziehenden, die sich getrennt haben, als auch jene, die ihre Kinder außerhalb einer Partnerschaft bekommen haben, hinterfragen immer wieder ihre Einelternschaft und messen sie am Bild einer Zweielternfamilie. Sie finden ihr eigenes Modell (zumindest während des Interviews) erklärungsbedürftig und keineswegs selbstverständlich. Selbst die Befragte, bei der die Trennung einvernehmlich war und die ihr Familienmodell (Wechselmodell) als besonders vorteilhaft beschreibt, findet es nicht einfach, sich vom Bild der zusammenlebenden Zweielternfamilie zu lösen, das in ihrem Wertekanon lange fest als Selbstverständlichkeit verankert war:

„Zum anderen war es natürlich auch für mich sehr schwierig, dass ich diese romantische Vorstellung der intakten Familie, die für mich einfach auch eine Wichtigkeit hatte, nicht realisieren konnte.“

(Nadine Berger, 45, 1 Kind (13), Wechselmodell, S. 6)

Sie beschreibt die „intakte“ Familie hier keineswegs als funktional oder preist spezifische Vorzüge an. Vielmehr geht ihre Präferenz auf eine „romantische“ Vorstellung zurück. Mit dieser Wortwahl drückt sie aus, dass es sich hierbei um eine idealisierte Vorstellung handelt, die vielleicht wünschenswert ist, generell aber schwer realisiert werden kann. Dennoch hat es sie anfänglich stark belastet, dass sie dieses Modell nicht verwirklichen konnte:

„Aber trotzdem hat man so dieses tiefe, im Bauch liegende Gefühl, wo man denkt, vielleicht mache ich das alles schlecht. So dann eher aus dem eigenen Bauchgefühl heraus, sich deswegen schlecht zu fühlen, weil man, wie gesagt, diese romantische Vorstellung einer Familie nicht realisieren konnte.“

(Nadine Berger, 45, 1 Kind (13), Wechselmodell, S. 18)

Das neue Familienmodell nach der Trennung, das wird nicht nur in diesem Zitat deutlich, stellt das Selbstbild als „gute Mutter“ oder „guter Vater“ in Frage. An vielen Stellen der Interviews wird deutlich, dass sich unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner darüber Gedanken machen, ob sie ihren Kindern ein „gutes“ Aufwachsen ermöglichen können. Eine Frage, die dabei auch immer wieder aufkommt, ist, inwieweit den Kindern der andere Elternteil fehlt. Die Befragten richten nicht nur ihr eigenes Augenmerk darauf, ob es ihren Kindern gut geht, sondern legen auch großen Wert auf Rückmeldungen vom Kindergarten oder aus der Schule.

Diese Verknüpfung des Familienmodells Einelternschaft mit moralischen Wertungen über „gute“ Familienmodelle wird auch in den Erzählungen der Mütter, die ihre Kinder außerhalb einer Partnerschaft bekommen haben, deutlich. Eine Mutter sieht sich beispielsweise immer wieder mit negativen Aussagen konfrontiert. Diese Äußerungen ärgern und verletzen sie:

„Manchmal hörst du ja schon: ‚ja, wo ist der Vater dazu hin?‘ [...] schwer, ne? [...] So, weil die sich ja dann auch dann mal denken, wo sind denn die Väter zu den Kindern hin, ne? [...] So. Das ärgert mich, ne? Aber was soll ich daran ändern? Ich kann ja nix dafür, dass die kein Interesse an ihre Kinder haben...“

(Annika Feldkamp, 31, 3 Kinder (7,2<1), Residenzmodell, S. 19)

Dieses Zitat macht deutlich, dass sie auch ohne direkte Fragen antizipiert, dass andere darüber nachdenken, was mit den Vätern ihrer Kinder ist und sie hört darin einen Vorwurf der Unvollständigkeit, weil die Väter nicht mehr da sind. Sie weist diesen Vorwurf zurück und beschreibt eine Machtlosigkeit, schließlich sieht sie sich den Schuldzuschreibungen ausgesetzt, obwohl die Verantwortlichkeit bei den Vätern liegt.

Auch die Solomutter beschreibt, dass sie lange mit sich gerungen hat, sich von dem Zweielternmodell, das sie bisher nicht realisieren konnte, zu lösen. Der Anstoß für sie, sich mit dem Thema Solomutterschaft zu befassen, kam von ihrer besten Freundin:

„[Meine Freundin] hat das richtig auch forciert. Die hat vor ein paar Jahren gesagt, [...] du musst dich da jetzt drum kümmern. Du willst eigentlich ein Kind. Mach doch mal jetzt. [...] Und sie hat diesen Wunsch in mir auch nochmal, dass ich den auch so ein bisschen aus der Grube geholt habe...“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 7)

Die Befragte hingegen dachte lange, eine Solomutterschaft sei „egoistisch, dann kriert man ein Kind, was automatisch Probleme hat, weil es keinen Vater hat“ (Tina Bremer, S. 3). Zudem begleiteten Gefühle von Scham und Versagen den Prozess:

„Dass das bedeuten würde in den Augen aller, was weiß ich, meiner Verwandtschaft und so, ich kriege es nicht gebacken, mir mal ein Mann an Land zu ziehen, mit dem eine Familie zu gründen. Und dass das irgendwie mit einem Mangel meinerseits zu tun hat. So, das gab es schon viel am Anfang. Auch was mich davon abgehalten hat, glaube ich, überhaupt in diese Richtung zu denken.“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 6–7)

Diese Befürchtungen arbeitete sie, bevor sie sich zur Solomutterschaft entschließen konnte, mit einer Therapeutin auf. Als sie in ihrem Umfeld von ihren Überlegungen erzählte, waren die Reaktionen weitgehend positiv:

„Und meine Mutter hat auf meinen Zweifel gesagt, also wenn ich gesagt hab: ‚naja, es hat aber dann keinen Vater.‘ Dann hat sie gesagt: ‚naja, aber es hat doch dann so viele Menschen, die es lieben.‘“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 7)

Nur von ihrem Vater berichtet sie, dass es ihm am Anfang sehr schwerfiel, dieses Familienmodell positiv zu sehen. Ihre Freundinnen und Freunde haben fast alle positiv reagiert und sie damit in ihrem Entschluss bestärkt:

„Allein gefühlt habe ich mich nicht so sehr, einfach weil ich durch Freundinnen und Freunde sehr viel, also alle, denen ich das nach und nach erzählt habe, haben sehr positiv reagiert. [...] Das hat mich dann total ermutigt.“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 7)

Die spontane Reaktion einer Freundin hingegen, die sie sofort auf das Fehlen eines zweiten Elternteils ansprach und ein extremes Negativszenario entwarf, hat sie stark belastet:

„Es gab eine Freundin, da war ich ziemlich fertig, weil’s eigentlich auch eine sehr lange, enge Freundin eigentlich ist von mir, die [...] als erstes gesagt hat: ‚Mensch, wenn dir was passiert, dann hat das Kind ja keinen mehr.‘ So, da könnte ich auch gleich losheulen.“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 8)

Von ihren teilweise streng gläubigen Verwandten, deren Reaktionen sie etwas beklommen entgegensah, erzählt sie, dass sie ihrer Mutterschaft ganz offen gegenüberstehen:

„Irgendwie empfinde ich mich schon auch als glücklich, dass so meine Verwandten, die teilweise sogar sehr katholisch sind, sich wirklich bemühen, mir ein gutes Gefühl zu geben. Und der Kleinen. Und da sehr lieb alle reagiert haben.“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 18)

Ihre Sorge vor Ablehnung äußert sie gelegentlich auf sich selbst bezogen, vor allem aber mit Blick auf ihre Tochter. Sie fragt sich, ob diese als Kind einer Solomutter negative Erfahrungen machen wird und wie sie das verhindern kann. Sie antizipiert, dass es belastende Momente geben wird, wenn beispielsweise in der Kita Aktivitäten mit Bezug zur traditionellen Zweielternfamilie durchgeführt werden, wie z.B. Basteln für den Vatertag. Bisher hat sie aber noch keine negativen Erfahrungen gemacht. Da sie in einer Großstadt lebt und inzwischen dort auch andere Solomütter kennt, geht sie davon aus, dass ihr näheres Lebensumfeld ihrem Familienmodell mit Toleranz gegenübersteht. Ihre Eltern leben in einer ländlichen Region. Würde sie dort leben, hätte sie mehr Sorge vor Ablehnung, oder dass Leute darüber reden, es komisch oder moralisch verwerflich finden könnten.

Insgesamt betrachtet ist auffällig, was die Solomutter hier schon andeutet. Die befragten Personen berichten davon, dass Alleinerziehende mittlerweile eine gesellschaftliche Legitimation erhalten haben, sie kommen vor, sind sichtbar, zumindest nicht mehr ungewöhnlich. Dennoch sehen sie sich, insbesondere wenn es um das nähere soziale Umfeld geht, weiterhin mit hartnäckigen Stereotypen konfrontiert und hinterfragen immer wieder, ob sie als Alleinerziehende „gute“ Eltern sind.

4.2 Veränderungen in der Sorge- und Erwerbsarbeit

Der Weg ins Alleinerziehen war für alle Befragten mit Gedanken darüber verbunden, wie sie Sorge- und Erwerbsarbeit vereinbaren können. Sie erleben diese Frage als klassisches Dilemma: Mit einer Vollzeitberufstätigkeit gelingt zwar eine finanzielle Versorgung, aber die Befragten halten sie für unvereinbar mit ihren Sorge-Aufgaben sowie dem eigenen Anspruch an eine „gute“ Erziehung. Diese Frage, so wird deutlich, betrifft auch stark ihr Selbstbild. Können sie als Alleinerziehende noch eine gute Mitarbeiterin und Kollegin sein? Können sie mit ihrer bisherigen Erwerbsarbeit weiterhin eine gute Mutter oder ein guter Vater sein?

Stefanie Hendrich hat nach der Trennung zunächst weiter in Vollzeit in einer Führungsposition gearbeitet. Nach einer Weile hat sie diese Stelle aber gekündigt, weil sie erlebte, dass sie immer wieder mit der allein verantwortlichen Kinderbetreuung nicht vereinbar war. Als Beispiel berichtet sie von einem Notfall bei der Arbeit, bei dem sie nachts ihr Kind alleine lassen musste, um zur Arbeit zu gehen. Außerdem erlebte sie die alleinige Kinderbetreuung neben der Vollzeittätigkeit als alltägliche Dauerbelastung:

„Aber die Hausaufgaben, morgens fertig machen, alles organisieren, die Schulsachen organisieren, Klamotten kaufen mit ihr. Das liegt alles bei mir. Das war eine Herausforderung. Ich bin auch nicht mehr die Jüngste. Ich bin auch spät Mama geworden. Ich habe gesagt, es geht nicht mehr. Ich habe mir einen anderen Job gesucht, seit April. Ich arbeite nur noch 30 Stunden. Jetzt ist alles gut.“

(Stefanie Hendrich, 53, 1 Kind (9), Residenzmodell, S. 3)

Eva Lohmann ist zum Zeitpunkt des Interviews erwerbslos. Sie hat nach der Geburt ihres Kindes ihren Schulabschluss nachgeholt und war danach eineinhalb Jahre berufstätig, teilweise auch in zwei Jobs. Diesen konnte sie jedoch nicht auf Dauer nachgehen (vgl. ihre Aussagen dazu im nächsten Abschnitt). Sie empfindet ihre aktuelle finanzielle Lage als belastend:

„Weil mit Arbeitslosengeld kann man ihr [der Tochter] nicht so viel bieten finde ich. (...) Obwohl ich auch finde, dass Eltern, die nicht ihre Ausbildung fertig haben und nicht so viel Geld verdienen, Kindern Werte auch anders beibringen können und da nicht alles aufs Geld bezogen ist oder sie kriegen, was sie wollen. (...) Manchmal ist es ein bisschen peinlich, wenn sie [die Tochter] dann so sagt: ‚na gut, so viel Geld haben wir nicht, deswegen kann Mama mir das nicht kaufen.‘ Es ist schon, also ich finde das ein bisschen peinlich in dem Moment. Aber jeder zweite, dritte kann das auch verstehen.“

(Eva Lohmann, 25, 1 Kind (5), Residenzmodell, S. 21–22)

Die Befragte berichtet von finanziellen Einschränkungen einmal mit Blick auf ihre Tochter, der sie etwas bieten möchte und zum anderen mit Blick auf Menschen in ihrem sozialen Umfeld, vor denen es ihr peinlich ist, dass sie sich nicht alles leisten kann, was ihre Tochter möchte. In diesem Zusammenhang fügt sie an, dass auch Personen, die nicht erwerbstätig sind, ihren Kindern die richtigen Werte beibringen können – und wendet sich mit ihren Aussagen gegen ein Fremdbild von Alleinerziehenden als schlechte Eltern.

Während die weiblichen Befragten schon vor der Trennung einen großen Teil der Sorgearbeit übernahmen, sah sich der männliche Befragte während seiner Partnerschaft zur Kindsmutter vor allem in der Rolle des Familienernährers. Die Übernahme der kompletten Sorgearbeit war für ihn zunächst neu und er fühlte sich überfordert:

„Jedenfalls hat sie mich dann allein gelassen und dann stand ich auch, ich sage mal, das erste halbe Jahr vorm Nichts. Weil ich hatte zwar meine Tochter, aber man musste dann erst mal die ganzen Zahlen drauf haben, so Kleidergröße und so. Man kann zwar die Kleider sich durchlesen, aber man weiß ja auch, die Schnitte von dem Hersteller sind ja anders als von dem. Und jetzt hat sie die Größe, welche Größe brauchst du als nächstes oder wo kauft man am besten ein? Das musste ich mir halt nach und nach holen, ne? So, dann Arzttermine (...) so Augenarzt, Ohrenarzt oder so, musste ich dann alles machen (...) Was mir das Genick gebrochen hat, war halt dieses, plötzlich mit den Klamottenkauf, diese Sachen, das Organisieren, sage ich mal, das war plötzlich da.“

(Mirko Voss, 36, 1 Kind (5), Residenzmodell, S. 4)

Auch seine Berufstätigkeit konnte er nicht weiter wie gewohnt aufrechterhalten. Aufgrund von Corona wurde er schon vor der Trennung erwerbslos. Die Kündigung kam ihm zugute, „weil hätte ich die Arbeit behalten, wäre ich niemals als Alleinerziehender mit meiner Tochter klargekommen. Dann hätte ich sowieso mit meinem Chef reden müssen“ (S. 4). Er hat seitdem unetwete, kleinere Jobs. Zum Zeitpunkt des Interviews hat er eine Tätigkeit auf Minijobbasis in Aussicht. Sein Einkommen hat sich dadurch deutlich verringert, dennoch findet er diese Jobs besser „als zu Hause rumzusitzen“ (S. 4). Lieber hätte er eine Berufstätigkeit, in der er mehr arbeiten und verdienen kann, betrachtet aber die angebotenen Jobmöglichkeiten und die Öffnungszeiten der Kita als unvereinbar (S. 4, 20). Er empfindet es als Dilemma, dass er zwar gern arbeiten und mehr Geld verdienen möchte, dann aber weniger Zeit mit seiner Tochter verbringen kann. Dafür wünscht er sich Unterstützung. Er kritisiert, dass es – wenn man erstmal im Sozialhilfesystem drin ist – leicht ist, dabei zu bleiben, aber schwer, es wieder zu verlassen: „Es wird einem zu einfach gemacht, in diesem Hartz-IV zu bleiben, aber schwer gemacht, rauszukommen oder erstmal reinzukommen“ (S. 21). Gemeint ist, die Anfangsanträge sind zu komplex und die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Sorgearbeit (nach Hartz-IV) ist zu schwer. Hat man die Hürde der Beantragung erst einmal genommen, liegt es näher den Hartz-IV-Status aufrecht zu erhalten, als ihn für eine unetwete prekäre Beschäftigung wieder zu verlieren.

4.3 Alleinerziehen als Prozess

Die Erzählungen über die Wege ins Alleinerziehen machen deutlich, dass sie sehr vielfältig sind und es sich immer um einen längeren Prozess handelt, der oft schon während der Partnerschaft begann und unterschiedlich lange dauert. Manche erzählen die Geschichte ihres Weges als positive Entwicklung, als Erfahrung an der sie gewachsen sind: von der Trennung oder ungeplanten Schwangerschaft, von den Schwierigkeiten, denen sie begegnet sind und wie sie diese bewältigt und ihr Leben stabilisiert haben. Oft wird gerade die erste Phase nach der Trennung als besonders schwierig beschrieben – nicht nur für die Eltern, sondern gerade auch für die Kinder:

„Man hat gemerkt, dass [meine Tochter] am liebsten beide zusammen hätte, aber so ist es eben nicht mehr. Sie vermisst den einen, wenn sie bei dem anderen ist. Das ist normal. Wir reden viel darüber. Ich glaube, es wird mit der Zeit leichter. Aber schön ist anders! Sie hätte es sich anders gewünscht.“

(Stefanie Hendrich, 53, 1 Kind (9), Residenzmodell, getrennt seit einem Jahr, S. 5).

Der alleinerziehende Vater berichtet von einer besonders radikalen Entwicklung, vom erwerbstätigen Familienernährer, der nach der Trennung zunächst völlig überfordert war, hin zu einem Vater, der souverän von Körperpflege bis zur Erziehung zur Selbständigkeit alle anfallenden Aufgaben, auch die oft weiblich konnotierten (Intimhygiene, Verdauungsbeschwerden, Schminken, Basteln) im Griff hat:

„Also, das ist wirklich so. Ich habe viele Aufgaben von Mutteraufgaben äh Mutterarbeiten übernommen. (...) Wenn sie zum Beispiel, sie ist halt ein Mädchen, wenn sie pullern geht, muss sie natürlich auch abwischen und so. Und Kinder lassen es halt gerne mal schleifen. Und wenn es dann wund ist, früher hat das die Kindsmutter gemacht und das muss ich dann auch. Und dann auch immer dieses Aufklären: ‚du musst das machen, weil das tut sonst weh.‘ (...) und wenn sie Verstopfung hat oder so, dann ist es nicht schön für Kinder. Dann setze ich mich dann auf die Badewanne, sie sitzt auf dem Klo und dann halte ich ihr die Hand (...) Und so beim Schminken, gut, ich bin jetzt nicht der große Künstler beim Schminken, aber wenn sie jetzt, sag ich mal, eine Fee sein will oder eine Prinzessin, das kriege ich auch noch irgendwie hin. Das mit Zöpfen binden zum Beispiel musste ich damals auch lernen. (...) Und dann habe ich irgendwann mal angefangen beim Pferdeschwanz zum Beispiel erstmal Staubsauger, zack, Gummi rüber, das war das Beste.“

(Mirko Voss, 36, 1 Kind (5), Residenzmodell, S. 11)

Aus diesem Zitat wird auch sein Stolz darüber deutlich, wieviel Neues er in der letzten Zeit gelernt und gemeistert hat. Seine engeren Freunde und Verwandte finden, dass er seine Sache als alleinerziehender Vater sehr gut macht. Einige Bekannte hingegen beanstanden seinen rauen Ton und seine Strenge (zum Beispiel, dass er sein Kind mit einem Tractor ausgestattet hat, mit dem er es auf dem Spielplatz durch einen Piepton zu sich rufen kann). Solche Kritik lässt er an sich abprallen und verweist darauf, wie gut es seiner Tochter geht, wie viel sie schon kann und gelernt hat und wie gut ihr Zusammenleben klappt.

Es belustigt ihn, dass Fremde überrascht sind, wenn sie hören, dass er alleinerziehend ist. Auch das bestätigt ihn darin, dass er seine Sache gut macht, vermittelt ihm aber auch den Eindruck, dass diese Personen dachten, Männer wären nicht in der Lage eine Einzelternschaft so gut zu bewältigen: „Die sind eigentlich überrascht, dass man als Mann so etwas kann“ (S. 11).

Seine Aussagen machen deutlich, wie die Erfolgserzählung, zu einem tollen alleinerziehenden Vater geworden zu sein, durch die Reaktionen anderer gestützt wird. Sein positives Selbstbild wird von außen bestärkt und die wenige Kritik, die er erhält, wiegt nicht mehr so schwer. Wer diese Anerkennung der eigenen Situation und Leistungen im persönlichen und institutionellen Umfeld nicht findet, hat es deutlich schwerer.

Stolz und Zufriedenheit darüber, wie es ihnen gelungen ist, ihr Leben als Alleinerziehende zu organisieren, äußern auch die befragten Mütter. So macht Eva Lohmann, die Mutter einer 5-jährigen Tochter deutlich, dass sie an der Entwicklung und dem Verhalten ihrer Tochter ablesen kann, dass sie eine „gute“ Mutter ist: „wie sie [ihre Tochter] mit der Gesamtsituation umgeht, mit dem Verständnis und wie sie mit anderen umgeht und spricht und handelt“ (S. 16), das löst in der Befragten ein „gutes“ und „beruhigendes Gefühl“ aus (S. 16). Dass sie eine gute Mutter ist, bekommt sie auch von ihren Freundinnen und Bekannten gespiegelt „du bist eine starke Frau und du machst das richtig so“ (S. 17). Diese Bestätigungen geben ihr Mut und Motivation, denn oftmals erlebt sie das Alleinerziehen auch als Belastung:

„Und manchmal wäre mein Leben jetzt auch gerne anders. Aber wenn man sowas hört oder man sieht halt durch die Kinder, dass es richtig ist, was du machst, dann kämpft man halt weiter, muss man ja.“

(Eva Lohmann, 25, 1 Kind (5), Residenzmodell, S. 17)

Sie hat immer wieder verschiedene Möglichkeiten ausprobiert, wie sie ihr Alleinerziehen besser gestalten kann, insbesondere versucht sie dem Dilemma zwischen zu geringem Einkommen und zu wenig Zeit für ihr Kind zu entkommen. Sie berichtet, dass sie zeitweise in zwei Jobs gearbeitet hat, um ihr Einkommen zu verbessern:

„Ich möchte ja auch meiner Tochter etwas ermöglichen und nicht nur mal Eis essen gehen oder nur mal in den Zoo, sondern auch mal weiter wegfahren und schönere Sachen machen. Deswegen hatte ich auch einen Zweitjob noch zusätzlich und noch weniger Zeit für mich. (...) Ich hatte, wie gesagt, zwei Jobs, aber die haben halt an meinen Kräften gezehrt und das hat Mausik gemerkt. Und das wollte ich dann irgendwie auch nicht.“

(Eva Lohmann, 25, 1 Kind (5), Residenzmodell, S. 15)

Während der Berufstätigkeit war es für sie sehr schwer den Haushalt zu pflegen, auf die Wünsche des Kindes einzugehen und Zeit für sich selbst zu haben, sie fühlte sich überlastet. Zum Zeitpunkt des Interviews hat sie beide Jobs aufgegeben und ist erwerbssuchend. Auch sucht sie nach einer Möglichkeit, eine Berufsausbildung machen zu können, um nicht längerfristig in wechselnden Jobs beschäftigt sein zu müssen. Dabei bemängelt sie insgesamt die beruflichen Möglichkeiten für Alleinerziehende und wünscht sich mehr Unterstützung:

„Die Berufe, die man machen möchte als Alleinerziehende, wenn du vorher nicht schon was hattest, dann ist das schwer. Ich finde, dafür sollte es auch viel mehr Möglichkeiten geben. (...) und dass vielleicht eventuell was beruf- und vielleicht auch geldmäßig uns vielleicht geholfen werden kann. Klar muss das geprüft werden, weil viele sind da ja auch ein bisschen anders oder haben doch mehr Kontakt zum anderen Elternteil. Aber einfach, dass uns da mehr Wege offenstehen, weil es doch schon ziemlich schwierig ist.“

(Eva Lohmann, 25, 1 Kind (5), Residenzmodell, S. 21, 22)

Eva Lohmann beschreibt ihren Weg ins Alleinerziehen weniger als Erfolgsgeschichte denn als einen Prozess, in dem sie sich fortwährend weiterkämpft, auf der Suche nach einer Lösung für das Dilemma zwischen zu wenig Zeit für ihr Kind und zu wenig Einkommen.

Mit Blick auf ihre Zukunft äußert nur Annika Feldkamp die konkrete Hoffnung, mit ihrem aktuellen Partner zusammen zu ziehen – allerdings erst, wenn sie einer Erwerbstätigkeit nachgeht, denn finanziell möchte sie nicht von ihm abhängig werden. Nadine Berg, die auch einen neuen Partner hat, möchte hingegen nichts an ihrem Wechselmodell ändern. Die anderen Befragten sind zum Zeitpunkt des Interviews nicht in einer Beziehung und dieses Thema hat für sie auch keine Priorität.

Das Selbstverständnis als Alleinerziehende: „Ich möchte, dass das passt.“

5.1 Wer gehört zur Familie?

Die Interviews beginnen mit der Bitte, die eigene Familie auf einem leeren Blatt Papier zu skizzieren. Während manche Befragte hier eine genealogische Darstellung wählen und mit ihrer Herkunftsfamilie in der Eltern-, Groß- oder Urgroßelterngeneration beginnen, starten andere mit sich und ihrem Kind und platzieren und gruppieren noch weitere Personen hinzu.

Ein Familienbild, das ein alternatives Modell einer Kernfamilie entwirft, zeichnet Nadine Berger, die ihr Kind im vierzehntägigen Wechselmodell mit dem Kindsvater betreut. Zu ihrer Familie zählt sie ihr Kind, den Kindsvater und ihren neuen Partner, wobei sie extra vermerkt, dass er ihrem Kind gegenüber keine Vaterrolle einnimmt, sondern eher ein „Kumpel“ (S. 1) ist.

Auch die geschiedene Mutter Stefanie Hendrich beginnt mit ihrem Kind und sich selbst und fügt ihre Eltern, ihre Geschwister und deren Familien hinzu, bevor sie den Kindsvater und sein Kind aus einer früheren Beziehung etwas schräg dazu platziert. Sie verweist darauf, dass es für ihre Tochter noch „einen anderen Part der Familie“ (S. 1) gibt, den sie bis zur Trennung auch als ihre Familie bezeichnete (die Eltern und Verwandten des Kindsvaters). Hier ist sie sich unsicher, ob sie diesen in ihr eigenes Familienbild aufnehmen soll.

Bilder ohne die Kindsväter oder Kindsmütter entwerfen sowohl die beiden Befragten, die außerhalb einer Beziehung Mutter wurden, als auch der Vater, der nach der Trennung nur unregelmäßigen Kontakt zur Kindsmutter hat. Alle drei wählen einen genealogischen Aufbau. Eva Lohmann zeichnet neben sich und ihrem Kind viele Verwandte und eine selbstgesuchte „Ziehfamilie“ (S. 1) ein. Der alleinerziehende Vater Mirko Voss trägt seine Eltern und Brüder ein. Die Solomutter Tina Bremer fügt neben sich und ihrem Kind noch den Samenspender, ihre Eltern, ihren Bruder, ihren Cousin und ihre beste Freundin ein. Danach markiert sie die Einheit zwischen sich und ihrem Kind durch einen Kreis und merkt später an:

„Ich muss mich schon noch bemühen, mich und [meine Tochter] überhaupt als Familie wahrzunehmen. Weil das möchte ich schon. Weil, Familie irgendwie fühlt sich schon eigentlich, wenn man das ausspricht, nach mehr Personen an als nach Zweien. [...] weil ich aus so einer Eltern-Mutter-Vater-und-zwei-Kinderfamilie komme. Das ist für mich vielleicht auch noch eine Gewöhnungssache. Aber, also es ist noch nicht ganz normal. Oder ich, dieser Begriff Familie passt für mich da noch nicht ganz. Aber ich möchte, dass das passt.“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 30)

Um ihre Familie größer aufzustellen, möchte sie ihren Cousin und ihre beste Freundin, die sie einzeichnet, zu Paten für ihr Kind machen:

„Und für mich, da wir jetzt einfach so eine kleine Familie sind, hab es mir gewünscht, und das bin ich auch dabei so umzusetzen, dass [meine Tochter] mehrere Paten hat. Ich glaube, wie so eine Art Familienvergrößerung.“

(Tina Bremer, 41, 1 Kind (<1), Solomutter, S. 2)

Verwandte und Freundinnen integriert auch die dreifache Mutter Annika Feldkamp in ihr Familienbild. Sie beginnt mit ihren Kindern und fügt am Rand noch den Vater des dritten Kindes hinzu. Des Weiteren fügt sie einen Block mit Verwandten und einen mit Freundinnen und deren Kindern an.

Ausschließlich die Einheit Mutter-Kind oder Vater-Kind zeichnet keiner der Befragten – sie präsentieren sich ganz anders als der Begriff „alleinerziehend“ suggeriert nicht alleine, sondern eingebunden in vielfältige Beziehungen. Manche Befragte sind unsicher, wen sie eintragen sollen, vor allem steht die Frage im Raum, welchen Platz die Schwiegerfamilie nach der Scheidung oder Trennung einnimmt.

5.2 Zwischen Ausgrenzung und Mitgefühl

Die von uns befragten Mütter berichten nicht von solch massiven Stigmatisierungserfahrungen, wie sie im Literaturüberblick geschildert wurden (bspw. offene Ablehnung, Vorwürfe, eine schlechte Mutter zu sein, oder Ausschluss aus sozialen Kontakten). Und doch treten in ihren Erzählungen viele Situationen zu Tage, in denen sie sich als benachteiligt erleben oder mit negativen Fremdbildern konfrontiert sehen.

Am eindrücklichsten werden Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt geschildert. Beispielsweise kann eine Befragte nicht an beruflichen Vernetzungstreffen teilnehmen, da sie auf die Wochenenden gelegt wurden. Eine weitere Befragte hat die Erfahrung gemacht, dass sie weniger Einladungen zu Vorstellungsgesprächen

erhielt, wenn sie in der Bewerbung „Kind und ledig“ (Nadine Berger, S. 8) angab. Andere Befragte berichten davon, dass sie auf Unverständnis stießen, wenn sie mit krankem Kind zu Hause bleiben mussten. Generell betrachten die Befragten sich im Vergleich mit Zweielternfamilien vor allem in dem Versuch, Familie und Berufstätigkeit zu vereinbaren, als benachteiligt. Schließlich gilt es hier zwei Bedürfnissen nachzukommen: Auf der einen Seite berichten sie davon, dass es negative finanzielle Konsequenzen hat, wenn sie nicht Vollzeit arbeiten können. Auf der anderen Seite sprechen die Befragten davon, dass einer Vollzeittätigkeit zeitliche Probleme im Weg stehen, sei es im Konflikt mit den Kita-Öffnungszeiten oder im Konflikt mit dem eigenen Anspruch, genügend Zeit mit den Kindern zu verbringen.

Auch mit Blick auf die Kinderbetreuung berichtet die Solomutter Tina Bremer davon, dass sie als Alleinerziehende strukturell ausgeschlossen wurde. Die Kindertagesstätte in ihrer Nähe, die sie sich für ihr Kind wünscht, ist so organisiert, dass Eltern regelmäßig als Elternbeitrag die Kita tätig unterstützen, bspw. durch Aufräum- oder Gartenarbeiten am Wochenende. Da sie nicht weiß, wer in dieser Zeit ihr Kind betreuen soll, hat sie sich dort nicht um einen Kitaplatz beworben.

Der alleinerziehende Vater Mirko Voss hingegen erzählt von schlechten Erfahrungen bei unterschiedlichen Institutionen (Jugendamt, psychologische oder sozialpädagogische Fachkräfte). Dort gilt er als „Buhmann“ (S. 2), denn: „Es ist ja irgendwie oftmals so, dass der Mann der Böse ist und die Mutter, die ist lieb“ (S. 2). Entsprechend sah er sich bei einem Vermittlungsgespräch beim Jugendamt, zwischen Mutter, Vater und Kind von den zwei Mitarbeiterinnen nicht gerecht vertreten. Ihm fällt auch immer wieder auf, dass vor allem Mütter, auch alleinerziehende, im Mittelpunkt stehen, bspw. war bei einer beruflichen Maßnahme immer wieder von „alleinerziehenden Müttern“ die Rede, hier fühlte er sich als Vater nicht mitgedacht. Soziale Ausgrenzung erlebte er im Freundeskreis, bestehend aus Paaren mit Kindern. Da sich die Kinder angefreundet haben, haben sich die Mütter auch außerhalb der Gruppe getroffen. Er wurde allerdings nicht dazu eingeladen, obwohl seine Tochter gern mit den anderen Kindern spielen wollte. An dieser Stelle spricht er davon, konkret benachteiligt worden zu sein (S. 18). Hier wirkt der Alleinerziehendenstatus in Kombination mit den unterschiedlichen Gender-Rollenerwartungen an Mütter und Väter ausgrenzend.

Immer wieder berichten die Befragten aus ihrem direkten sozialen Umfeld, dass sie auf viel Mitgefühl und Verständnis gestoßen sind. Freundinnen, Freunde und Verwandte boten Unterstützung bei der Kinderbetreuung, bei handwerklichen Arbeiten oder bei der Erledigung von Einkäufen an. Zum Teil halfen auch Kita-angestellte und Lehrkräfte den Kindern der Befragten, die Trennung zu verarbeiten. Eine Lehrerin nahm das Thema in ihren Unterricht auf, was dem Kind der Befragten zeigte, dass auch noch andere Kinder in der Klasse getrenntlebende Eltern hatten. Das entgegengebrachte Verständnis und Mitgefühl kann als Ausdruck dessen interpretiert werden, dass die Familienform von Alleinerziehenden bekannt und akzeptiert

ist und ihr nicht (mehr) grundsätzlich mit Unverständnis, Misstrauen oder Ablehnung begegnet wird. Tatsächlich haben viele Befragte auch Alleinerziehende unter ihren Freundinnen und Freunden, im Bekanntenkreis oder im nachbarschaftlichen bzw. beruflichen Umfeld. Verständnis und Mitgefühl können aber auch eng mit einer Betrachtung der Lebensform von Alleinerziehenden als defizitär verknüpft sein: Weil ein zweites Elternteil für eine gelingende Kinderbetreuung und -erziehung fehle, seien Alleinerziehende auf Hilfe von anderen angewiesen und bräuchten in besonderem Maße deren Verständnis und Mitgefühl. Die Aussagen der Befragten zur Dominanz des Zweielternmodells weisen in diese Richtung.

5.3 Bin ich eine „gute Mutter“ oder ein „guter Vater“?

Was eine gute Mutter ausmacht, wird von allen weiblichen Befragten ganz ähnlich zunächst einmal mit Blick auf ihre Kinder beantwortet: Sie achten darauf, dass es ihren Kindern gut geht, sorgen für ihr physisches und psychisches Wohlergehen, geben Liebe und Unterstützung, zeigen Verständnis, geben Anerkennung, können auch Fehler zugeben und sich entschuldigen, organisieren Spiel und Spaß, unterstützen in der Schule und bei den Kontakten zu anderen Kindern, vermitteln Werte und sorgen so für ein gelingendes Aufwachsen der Kinder. All diesen Beschreibungen ist gemein, dass gute Eltern viel Zeit mit ihren Kindern verbringen. Auch der befragte Vater unterscheidet sich hier nicht grundlegend: Ein guter Vater verbringt seiner Ansicht nach Zeit mit seinen Kindern, spielt und bastelt mit ihnen, hört zu, bringt ihnen wichtige Fähigkeiten bei (Durchsetzungsvermögen) und unterstützt sie liebevoll, wenn nötig.

Gute Mütter und Väter – und das betonen nicht nur die erwerbstätigen Befragten – sind auch erwerbstätig, zum einen, um finanziell für die Familie zu sorgen und zum anderen, um im Zuge der Vermittlung von Werten ihren Kindern als Vorbilder zu dienen. Die Befragten sind entweder erwerbstätig oder streben eine Erwerbstätigkeit an. In allen Interviews wird jedoch ein Dilemma deutlich: Mit einer Vollzeit-erwerbstätigkeit gelingt zwar eine gute finanzielle Versorgung, aber die Befragten haben schon erlebt oder antizipieren damit zu wenig Zeit für ihre Kinder zu haben. Egal auf welcher Seite sie Abstriche machen, es belastet ihr Bild von guter Elternschaft:

„ich würde z.B. auch gerne ganztags arbeiten, aber es funktioniert halt nicht. Man will ja auch für seine Kinder da sein“

(Annika Feldkamp, 31, 3 Kinder (7,2<1) im Residenzmodell, S. 15).

Die gefühlte Unauflösbarkeit des Dilemmas hat Auswirkungen auf das Selbstbild der Befragten und macht es ihnen schwer, sich als gute Mutter oder guten Vater

zu sehen. Annika Feldkamp merkt dazu an: „...man denkt sich immer, es könnte besser sein alles. Man ist halt mit sich selbst unzufrieden“ (S. 15). Weder das persönliche Umfeld von Annika Feldkamp, das ihr mit viel Wertschätzung und Zuspruch begegnet und sie immer wieder als gute Mutter bezeichnet, noch ihre eigene Beobachtung, dass Alleinerziehende strukturell benachteiligt sind, können ihr Selbstbild vor dieser Unzufriedenheit schützen. Ein Fremdbild, gegen das sie sich an mehreren Stellen wendet, ist der Vorwurf, Alleinerziehende wollten nicht arbeiten und fänden es gut staatliche Leistungen zu beziehen:

„Viele sind ja auch einfach vom Amt abhängig, weil die gar nicht ganztags arbeiten können und gar nicht so viel verdienen können, dass die einfach von diesem Staat wegkommen.“

(Annika Feldkamp, 31, 3 Kinder (7,2<1) im Residenzmodell, S. 14)

An dieser Stelle wünscht sich die Befragte eine Anlaufstelle, die sie unterstützt und es Müttern ermöglicht, auch Vollzeit zu arbeiten, sie wünscht sich, dass „alleinerziehende Muttis, die echt nur halbtags arbeiten können, oder Teilzeit arbeiten können, da schon ein bisschen gefördert werden sollten“ (S. 14) und macht deutlich, dass sie ja auch eine wichtige (gesellschaftliche) Leistung erbringen, wenn sie sich gut um ihre Kinder kümmern und ihnen alles beibringen, „was wichtig ist“ (S. 14).

Ein dritter Aspekt guter Elternschaft wird unterschiedlich dargestellt. Während einige deutlich machen, dass sie ihr gesamtes Leben an ihren Kindern ausrichten, bedingungslos mit „Leib und Seele“ (Mirko Voss, S. 12) für sie da sind, ihr „letztes Hemd“ (Annika Feldkamp, S. 14) geben würden, um den Kindern zu zeigen, dass sie wichtig sind, betonen andere, dass sie auch Zeit für sich brauchen, um zu regenerieren oder zu entspannen. Diese „Auszeiten“ nehmen sie sich bewusst, ihre Selbstfürsorge betrachten sie als Bedingung für eine gute Elternschaft:

„In meiner Situation habe ich eher auch einen Vorteil, dadurch, dass sie auch bei ihrem Vater ist, dass ich halt wirklich komplette Tage oder Wochenenden für mich habe, wo ich wirklich tun und machen kann, was ich möchte. Oder eben auch mal so wie früher, wo man noch kein Kind hatte. Dass man mal so runterkommen kann und sich nicht um die Hausarbeiten oder ums Kochen oder um die Belange eines Teenagers gerade kümmern muss, sondern dass ich immer wieder Auszeiten habe, wo ich mich regenerieren kann von meinem Mutterdasein und wieder neue Energie schöpfen kann. Also ein Ausgleich einfach für mich.“

(Nadine Berger, 45, 1 Kind (13), Wechselmodell, S. 24)

Auch wenn die Befragten insgesamt recht zufrieden mit ihrer Lebenssituation und mit sich selbst als Eltern sind, sie viel Zuspruch und Unterstützung erhalten, äußern sie Unzufriedenheit und Selbstzweifel, fragen, ob sie gute Eltern sind und es ihrem Kind mit dieser Familienform gut geht. Ihr Familienmodell hat damit für sie keine unhinterfragte Normalität.

5.4 Öffnung nach außen: verstecken oder ansprechen?

Die befragten Alleinerziehenden haben den Eindruck, dass ihre Familienform in der Gesellschaft weitgehend akzeptiert wird:

„Ich kann das jetzt statistisch nicht sagen, wie da der Maßstab ist, aber ich glaube, es ist eigentlich nichts Besonderes mehr, sondern es ist eigentlich gesellschaftlich etabliert, in den meisten Bereichen. Etabliert ist das falsche Wort, es ist gesellschaftlich akzeptiert.“

(Nadine Berger, 45, 1 Kind (13), Wechselmodell, S. 24)

Und doch ist die Familienform besonders. Die Ambivalenzen in der Bewertung des Familienmodells werden besonders gut in dem folgenden Zitat deutlich:

„Es ist nicht so wie alle anderen. Es ist so wie die wenigen. Das ist schon was, wo ich merke, das gehört zur Gesellschaft mittlerweile dazu, aber es ist trotzdem immer noch etwas Herausragendes. (...) Aber sonst ist das kein großes Thema. Da muss ich mich auch nicht rechtfertigen oder irgendwie. Die [Nachbarn] haben ja auch schon andere Sachen miterlebt. Also mit Trennung und also man kriegt das schon mit von den Nachbarn, aber nicht so, dass das jetzt groß thematisiert wird.“

(Stefanie Hendrich, 53, 1 Kind (9), Residenzmodell, S. 16)

Obwohl es nichts Besonderes ist und „kein großes Thema“, vermeiden einige der Befragten in ihrem Umfeld zu erzählen, dass sie alleinerziehend sind, wie Stefanie Hendrich auf Nachfrage anfügt:

„Also, es ist was, was ich nicht gerne preisgeben möchte. Ich kann gar nicht genau sagen, warum. Ob ich mich dafür, nee, schämen tue ich mich dafür nicht. Aber, ich finde, es gibt so, so Themen, die muss ich nicht, nee, muss ich nicht thematisieren.“

(Stefanie Hendrich, 53, 1 Kind (9), Residenzmodell, S. 16)

Sie finden, dass sie ihr Alleinerziehen nicht „herumposaunen“ müssen (Annika Feldkamp, S. 19). Einige weibliche Befragte sagen, dass sie auch deshalb nur sehr wenig davon erzählen, dass sie ohne den anderen Elternteil im Haushalt leben, weil es gar nicht auffällt. Schließlich hatten diese Frauen bereits vor der Trennung die Sorgearbeit übernommen, so dass ihr neuer Status zu keiner von außen wahrnehmbaren Veränderung führt.

Unbehagen mit dem Begriff „alleinerziehend“ drücken zwei Befragte aus: Eva Lohmann verwendet stattdessen den Begriff „Mama-Kind-Haushalt“ (S. 9). Und auch der befragte Vater Mirko Voss gibt an, dass er sich nur in offiziellen Kontexten

(bei Behörden) als alleinerziehend bezeichnet, ansonsten passe dieser Begriff nicht auf ihn, weil er viel Unterstützung erhalte und nicht alleine sei.

Im Gegensatz dazu wendet Annika Feldkamp den Begriff „alleinerziehend“ positiv:

„Man ist, weiß ich nicht, man ist alleine. Man ist irgendwo auch stark. Man weiß, man macht das alleine. Man schafft das ohne den Mann.“

(Annika Feldkamp, 31, 3 Kinder (7,2<1) im Residenzmodell, S. 21)

Sie macht deutlich, dass allein sein nicht nur als Defizit gedacht werden muss, sondern auch ein Zeichen von Stärke ist. Die Solomutter fügt diesen Sichtweisen noch eine ganz neue Perspektive hinzu. Für sie ist die Selbstbezeichnung als „alleinerziehend“ „die unkomplizierte Variante“ (Tina Bremer, S. 26). Wenn sie sich als alleinerziehend vorstellt, dann muss sie nichts weiter erklären – was eine Solomutter ist, wissen dagegen nur wenige.

Diese Ausführungen zeigen, dass Selbst- und Fremdbilder auch in diesem Bereich sehr ambivalent sind: Die Befragten haben den Eindruck, dass andere ihre Familienform akzeptieren und berichten nur selten von konkreten Stigmatisierungserfahrungen. Dennoch schwingen immer wieder negative Gefühle und Bilder wie Scham oder soziale Isolation auf der individuellen Ebene mit. Obwohl sie eine hohe gesellschaftliche Akzeptanz von Alleinerziehenden wahrnimmt, betont vor allem Annika Feldkamp, dass alleinerziehenden Frauen zu wenig Wertschätzung für ihre Leistungen entgegengebracht wird, die sich aus dieser besonderen Familienform ergeben: „Ich finde, das wird den Frauen viel zu wenig hoch angerechnet“ (Annika Feldkamp, S. 21). Auch Eva Lohmann macht deutlich, dass sie sich wünscht, dass andere mehr Verständnis für Alleinerziehende aufbringen. Entsprechend ambivalent ist der Umgang damit, ob und auf welche Weise die eigene Familienform nach außen publik gemacht wird – auch dies ist ein Hinweis darauf, dass Einelternfamilien nicht immer und überall auf Akzeptanz stoßen.

Abschluss

6.1 Diskussion und Zusammenfassung

Die Befragten sind insgesamt recht zufrieden mit ihrer Lebenssituation. Sie bewerten ihr Alleinerziehen als ambivalent oder klar positiv. Stark negative Bewertungen, wie sie im Literaturüberblick vorgestellt wurden (Jochim 2020; Wieland 2012; Rinken 2010; Schneider 2001; Wernberger 2014), finden wir in unseren Interviews nicht. Gleichwohl berichten einige Befragte, dass vor allem die erste Phase des Alleinerziehens sehr schwierig war. Insbesondere in dem Moment, in dem die Partnerschaft tatsächlich durch Trennung entzweit wurde, wurde der Aufwand und die Verantwortung für die Sorgearbeit des Kindes deutlich.

Der Weg ins Alleinerziehen – so unterschiedlich er war – wurde von allen Befragten als voller Unsicherheiten und Belastungen beschrieben. Als besonders verletzlich zeigen sich Befragte in der Orientierungs- und Findungsphase ihres Alleinerziehens. Manche erzählen ihren Weg ins Alleinerziehen als Erfolgsgeschichte, indem sie betonen, dass sie nach anfänglichen Schwierigkeiten gestärkt in einem für sie passenden Familienmodell angekommen sind. Andere beschreiben sich als eher auf der Suche danach, wie es gelingen kann, eine alleinerziehende „gute Mutter“ oder ein „guter Vater“ zu sein.

Auch unsere Befragten problematisieren finanzielle Belastungen und die Herausforderungen bei der Vereinbarung von Erwerbs- und Familienarbeit. Fast alle Befragten leben von der Hand in den Mund und können nur wenig bis gar nicht für Rente und eventuelle Notlagen vorsorgen. Insbesondere materiell und in Bezug auf die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Sorgearbeit wird deutlich, dass sie das Zweielternmodell als praktikabler einschätzen. Dennoch offenbaren ihre Zukunftsvorstellungen, dass sie es nicht als Allheilmittel betrachten, möglichst schnell wieder mit einem neuen Partner bzw. einer neuen Partnerin zusammen zu leben.

Auf der gesellschaftlichen Ebene wird Alleinerziehen, so sagen es die befragten Mütter, als Familienform weitgehend akzeptiert und ist nichts Besonderes mehr. Der befragte Vater löst dagegen Irritationen aus, wenn er sich als alleinerziehend ausgibt. Auch die Solomutter verdeutlicht, dass ihr Familienmodell sehr besonders ist und antizipiert Schwierigkeiten und negative Reaktionen. Wenn sie es einfach haben möchte, sagt sie, sie sei alleinerziehend. Die dreifach-Mutter lenkt den Blick darauf, dass zwar nicht ihr alleinerziehen, aber die Tatsache, dass ihre Kinder unterschiedliche Väter haben, negative Reaktionen hervorruft.

Im Vergleich zu den im dritten Kapitel vorgestellten bayrischen Studien, sind die Erfahrungen unserer Befragten in Qualität und Umfang anders gelagert. Unsere

Befragten berichten selten von direkten offen ausgesprochenen Stigmatisierungen. Auch im Umgang mit Institutionen erleben zumindest die befragten Mütter keine offene Ablehnung, ganz im Gegenteil berichten sie davon, wie Lehrkräfte oder Erzieherinnen und Erzieher sie wohlwollend begleiten und unterstützen. Dennoch treffen auch sie auf eine große Palette negativer Fremdbilder, die in der Regel aber subtiler vermittelt werden als durch offene Stigmatisierung und Abwertung. Diese Fremdbilder umfassen die Beschreibung von Alleinerziehenden als faul, arbeits-scheu, allein und sozial isoliert, arm, sozial schwierig und als „schlechte“ Eltern. Die Wirksamkeit dieser Bilder zeigt sich in den Versuchen der Befragten, sich davon abzusetzen – sowohl im Interview als auch in ihrem alltäglichen Handeln. Die Kinder sind die Instanz an der sich die (neue) Lebensform bewähren muss und sich zeigen muss, ob sie mit dem Ideal der Zweielternfamilie mithalten kann. Dabei haben Alleinerziehende nicht alles selbst in der Hand: Öffnungszeiten und Organisationsformen von Kitas, Arbeitszeitmodelle, Berufseingliederungsmaßnahmen, Entlohnung und steuerliche Regelungen orientieren sich in der Regel nicht an den Bedürfnissen und Leistungen von Alleinerziehenden – nur mit viel Hartnäckigkeit und etwas Glück finden Sie ein passendes Arrangement.

Was unseren Befragten bei der Etablierung eines positiven Selbstbildes hilft, ist die Wertschätzung und der Zuspruch von Verwandten, Freundinnen und Freunden sowie Personen im beruflichen oder nachbarschaftlichen Umfeld. Auch die Unauf-geregtheit, mit der ihr Umfeld zum großen Teil auf ihr Alleinerziehen reagiert, trägt zu einem positiven Selbstbild bei. Unterstützungsangebote helfen nicht nur mit alltagspraktischen Problemen umzugehen, sondern vermitteln auch den Ein-druck, dass man nicht alleine ist, dass es legitim ist, sich unterstützen zu lassen. Gleichwohl können sie auch negative Selbstbilder stärken, wenn der Eindruck entsteht, man würde es alleine nicht schaffen. Auch die Solomutter, die unter-schiedliche schwierige Situationen und negative Reaktionen antizipiert, hat vor ihrer Entscheidung zur Mutterschaft viele Gespräche mit ihren Freundinnen und Freunden sowie ihren Eltern geführt, die sie in ihrer Entscheidung bestärkten. Die Befragten sind so gesehen nicht wirklich *allein*-erziehend. Je mehr es ihnen gelingt, ihre Elternschaft im Rahmen eines institutionellen und persönlichen Unterstützungsnetzwerks zu organisieren, desto weniger defizitär betrachten sie ihre Situation.

Viele Erzählungen zeugen davon, dass alltagspraktische Schwierigkeiten, Abwei-chungen von Idealbildern und negative Fremdzuschreibungen individualisiert werden: Die Befragten sind unzufrieden mit sich selbst, sehen es als ihre Aufgabe mit den Herausforderungen gut umzugehen. Einige machen aber auch deutlich, dass ihre Lebensform zu wenig anerkannt und strukturell benachteiligt wird, sie wünschen sich mehr Unterstützung. Sie sehen die Verantwortung dafür auch beim Staat, der bessere Bedingungen dafür schaffen muss, Familie und Beruf vereinbaren zu können und Alleinerziehende, die nicht Vollzeit arbeiten können, finanziell unterstützen sollte.

6.2 Schlussfolgerungen und Ausblick

Alleinerziehen, das wird in dieser Expertise deutlich, geht mit vielen ambivalenten Selbst- und Fremdbildern einher und es ist nicht einfach, diese in ein konsistentes Bild zu überführen. Dies gilt auch für normative Leitbilder, die oft erst in einem längeren Prozess zufriedenstellend in ein „neues“ Selbstbild als alleinerziehende Mutter oder Vater integriert werden können. Die Befragten betrachten sich zum Beispiel gleichzeitig als Sorgende, die auf die Bedürfnisse ihres Kindes eingehen und als diejenigen, die dem Kind mit der Trennung viel Traurigkeit und Schmerz zugefügt haben. Von anderen erfahren sie mal Zuspruch und Verständnis, aber auch Ablehnung und Kritik. Je besser die Befragten ihre Ansprüche in materieller und sorgender Hinsicht erfüllen können, desto positiver erscheint ihr Selbstbild. Eine der größten Belastungen besteht folglich darin, dem Dilemma zwischen einer geringen finanziellen Absicherung und zu wenig Zeit für die Kinder nicht entkommen zu können.

Geschlechtliche Zuschreibungen sind in unserem Material ähnlich wie bei Rinken (2010) sehr präsent und bei vielen Befragten fest im Idealbild der Zweielternfamilie verankert. Fehlt ein Elternteil, so fehlen „männliche“ oder „weibliche“ Erziehungsbestandteile. Auch diese Vorstellungen gilt es mit der neuen Lebenssituation zusammen zu bringen. Alleinige Sorgearbeit fällt leichter und gehört bereits zum Selbstbild, wenn man schon vor der Alleinelternschaft Sorgetätigkeiten ausgeübt hat – was für Väter, die sich vor der Trennung vor allem in der Ernährerrolle sahen, problematisch ist. Wenn es ihnen – wie dem von uns befragten Vater – gelingt, ihre eigenen Rollenvorstellungen zu hinterfragen und Sorgeaufgaben in ihren Alltag zu integrieren, kann sich diese Erfahrung von Selbstwirksamkeit positiv auf ihr Selbstverständnis als Alleinerziehende auswirken.

Allgemein erscheint Alleinerziehen als akzeptierte Lebensform und doch ist sie besonders, weil sie mit vielen Herausforderungen einhergeht und sich am Leitbild der Zweielternfamilie bewähren muss. Insbesondere die Vereinbarung von „guter Elternschaft“ und „guter Berufstätigkeit“, die vor allem auch ein (langfristig) gesichertes Einkommen bringt, ist mit organisatorischen Schwierigkeiten verbunden. Strukturell wird das Modell Alleinerziehend zu wenig unterstützt und abgesichert – z.B. durch Kinderbetreuungsangebote, die umfassend und flexibel genug sind, um eine Erwerbstätigkeit zu ermöglichen, durch die Möglichkeit Ausbildungen auch in Teilzeit zu absolvieren oder durch das Abfedern und den Abbau von finanziellen oder steuerlichen Benachteiligungen. Die in der Literatur benannten „Erwartungen an familienpolitische Akteure“ (BMFSFJ 2011, S. 70) oder „sozialpolitischen Implikationen“ (Hübgen 2020) lassen sich weitgehend auch aus unserem Interviewmaterial ableiten.

Die unterschiedlichen Formen des Alleinerziehens gehen dabei auch mit ganz eigenen Herausforderungen, Selbst- und Fremdbildern einher. So muss die Mutter im Wechselmodell nicht „alles alleine machen“, während die Solomutter sich fragt, ob es legitim ist, ein Kind ohne Vater zu bekommen.

Zwar konnten wir in diesen Einzelfällen gut nachzeichnen, wie Fremd- und Selbstwahrnehmung interagieren, aber viele Fragen bleiben offen: Wie ergeht es Solomüttern mit älteren Kindern? Wie Vätern im Wechselmodell? Wie Alleinerziehenden, die ihr Familienmodell deutlich negativ bewerten? Welche Erfahrungen machen homosexuelle alleinerziehende Elternteile? Wie gestaltet sich das Alleinerziehen in Familien mit Migrationshintergrund? Welche Rolle spielen unterschiedliche Umfänge der Erwerbstätigkeit oder Erwerbslosigkeit und unterschiedliche Betreuungsarrangements? Wie unterscheidet sich die Lage in Abhängigkeit des Alters des Kindes, bzw. der Kinder und der unterschiedlichen Bedürfnisse der Kinder (z.B. bei Kindern mit Behinderung)?

Wir haben herausgearbeitet, dass sich Selbst- und Fremdwahrnehmungen im Zeitverlauf des Alleinerziehens wandeln, auch hier stellen sich viele Anschlussfragen, beispielsweise, wie Alleinerziehende neue Partnerinnen oder Partner in ihr Familienarrangement integrieren und gegebenenfalls auch die Entscheidung treffen, zusammen zu ziehen? Ebenso Fragen danach, unter welchen Bedingungen der Übergang ins Alleinerziehen ohne starke Belastungen für das Selbstbild gelingen kann und was dafür notwendig ist, damit der Weg ins Alleinerziehen nicht als tägliche Herausforderung, sondern als Erfolgsgeschichte empfunden werden kann? Was belastet das Selbstbild mehr: die Partnerlosigkeit (durch das vorherrschende heteronormative Familienbild) oder die Erwerbslosigkeit? Welche Belastungen können durch welche staatlichen Interventionen abgemildert werden? Auch die räumlichen Bedingungen des Alleinerziehens bedürfen einer näheren Betrachtung, um die Lebenssituation Alleinerziehender in Ost- und Westdeutschland, in Großstädten und ländlichen Regionen besser zu verstehen.

Literatur

Beck, U. (1968): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Berlin

Bundesministerium für Arbeit und Soziales - BMAS (2021): Lebenslagen in Deutschland. Der Sechste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin. https://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/Shared-Docs/Downloads/Berichte/sechster-armuts-reichtumsbericht.pdf?__blob=publicationFile&v=2 (16.10.2024)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ (2011): Lebenswelten und -wirklichkeiten von Alleinerziehenden. Berlin. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/94210/dd2e6d006328026c0f4d9b335d27ca82/lebenswelten-und-wirklichkeiten-von-alleinerziehenden-data.pdf> (23.10.2024)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ (2017): Familienreport 2017. Leistungen, Wirkungen, Trends. Berlin. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/119524/f51728a14e3c91c3d8ea657bb01bbab0/familienreport-2017-data.pdf> (23.10.2024)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ (2021): Neunter Familienbericht. Eltern sein in Deutschland - Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt. Berlin. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/179392/195baf88f8c3ac7134347d2e19f1cdc0/neunter-familienbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf> (22.08.2024)

Buschmeyer, A./Zerle-Elsäßer, C. (Hrsg.) (2020): Komplexe Familienverhältnisse. Wie sich das Konzept ‚Familie‘ im 21. Jahrhundert wandelt. Münster

Drauschke, P. (2002): Allein erziehende Frauen in Ostdeutschland. In: Hammer, V. (Hrsg.): Weibliche Lebenslagen und soziale Benachteiligung. Theoretische Ansätze und empirische Beispiele. Frankfurt am Main, S. 123–149

Eckert, J./Bub, E.-M./Koppetsch, C. (2019): Über Trennungen erzählen: zur Milieuspezifität von Trennungslitigationen und narrativen Identitäten. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol 20, No 1 (2019)

Goffman, E. (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 7. Auflage, Frankfurt am Main

Golombok, S./Zadeh, S./Imrie, S./Smith, V./Freeman, T. (2016): Single mothers by choice: Mother-child relationships and children's psychological adjustment. In: Journal of family psychology, 30. Jg., H. 4, S. 409–418

Hammer, V. (Hrsg.) (2002): Alleinerziehende - Stärken und Probleme. Impulse für eine handlungsorientierte Forschung. Münster

Hammer, V. (2011): Aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse zu Einelternfamilien in Deutschland. In: Informationsdienst der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, H. 1, S. 3–8

Hübgen, S. (2020): Armutsrisiko alleinerziehend. Die Bedeutung von sozialer Komposition und institutionellem Kontext in Deutschland. Leverkusen

- Jochim, V. (2020): Care. Macht. Arbeit. Dissertation, Ludwig-Maximilians-Universität München/Campus Verlag. München
- Keim, S. (2018): Are Lone Mothers Also Lonely Mothers? Social Networks of Unemployed Lone Mothers in Eastern Germany. In: Bernardi, L./Mortelmans, D. (Hrsg.): Lone Parenthood in the Life Course. Cham, S. 111–140
- Kraus, T. (2014): Wege aus der Armut für Alleinerziehende. Wiesbaden
- Krüger, D./Micus, C. (1999): Diskriminiert? Privilegiert? Die heterogene Lebenssituation Alleinerziehender im Spiegel neuer Forschungsergebnisse und aktueller Daten. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb)
- Lohmeier, A. (2003): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung Alleinerziehender im ländlichen Raum. Universität Salzburg,, Diss, 2002. Berlin: dissertation.de - Verlag im Internet GmbH
- Mayer-Lewis, B. (2020): Familiengründung von Frauen außerhalb einer Partnerschaft. Was Solo-Mütter in Deutschland bewegt – eine qualitativ-empirische Untersuchung. In: Beier, K./Brügge, C./Thorn, P./Wiesemann, C. (Hrsg.): Assistierte Reproduktion mit Hilfe Dritter. Medizin - Ethik - Psychologie - Recht. Berlin/Heidelberg, S. 213–227
- Mead, G. H. (1934): Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist. Chicago
- Nave-Herz, R. (1988): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. München/Wien
- Nestmann, F./Stiehler, S. (1998): Wie allein sind Alleinerziehende? Wiesbaden
- Niepel, G. (1994): Soziale Netze und Soziale Unterstützung Alleinerziehender Frauen. Eine Empirische Studie. Wiesbaden
- Oyserman, D./Elmore, K./Smith, G. (2012): Self, self-concept, and identity. In: Leary, M. R./Tangney, J. P. (Hrsg.): Handbook of Self and Identity. New York/London, S. 69–104
- Peuckert, R. (1991): Familienformen im sozialen Wandel. Opladen
- Peuckert, R. (2012): Ein-Eltern-Familien (Alleinerziehende): Soziale Randgruppe, „neues“ familiales Selbstverständnis oder „ganz normale“ Familienform? In: Peuckert, R. (Hrsg.): Familienformen im sozialen Wandel. 8. Auflage. Wiesbaden, S. 345–379
- Pfab, A. (2020): Ich und die Anderen. Der Einfluss von Selbst- und Fremdbildern auf den beruflichen Alltag. Wiesbaden
- Reiter, H./Witzel, A. (2022): Das problemzentrierte Interview – eine praxisorientierte Einführung. Weinheim

- Rinken, B. (2010): *Spielräume in der Konstruktion von Geschlecht und Familie?* Wiesbaden
- Schlinzig, T. (2020): Zwischen Anlehnung, Zurückweisung und Selbstbehauptung. Positionierungen multilokaler Nachtrennungsfamilien zum Leitbild der „Normalfamilie“. In: Schondelmayer, A.-C./Riegel, C./Fitz-Klausner, S. (Hrsg.): *Familie und Normalität*. Opladen
- Schneider, N. F. (2001): *Alleinerziehen. Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. Weinheim/München
- Schneider, N. F./Diabaté, S./Ruckdeschel, K. (Hrsg.) (2015): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen/Berlin/Toronto
- Schneider, R./Eichenberg, C. (2022): Single mothers by choice in German-speaking countries: Attachment style, social support, personality traits, and motives from an online survey. In: *Journal of Feminist Family Therapy*, 34. Jg., H. 3-4, S. 249–268
- Wernberger, A. (2014): *Einelternfamilien im ländlichen Raum*. Dissertation. Münster
- Wernberger, A. (2020): Einelternfamilien als familiäre Lebensform im ländlichen Raum. In: Schondelmayer, A.-C./Riegel, C./Fitz-Klausner, S. (Hrsg.): *Familie und Normalität*. Opladen
- Wieland, S. (2012): *Der (Mehr-) Wert der Zwei-Elternteil-Familie*. Wiesbaden
- Zagel, H. (2018): *Alleinerziehen im Lebensverlauf*. Wiesbaden
- Zartler, U. (2012): Die Kernfamilie als Ideal: zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 24. Jg., H. 1, S. 67–84
- Zartler, U. (2014): How to Deal With Moral Tales: Constructions and Strategies of Single-Parent Families. In: *Journal of Marriage and Family*, 76. Jg., H. 3, S. 604–619

Anhang: Kurzbiografien der Befragten

Nadine Berger ist 45 Jahre alt und Mutter eines Kindes im Alter von 13 Jahren. Der Kindsvater und sie haben sich vor vier Jahren einvernehmlich getrennt. Sie hat mittlerweile einen neuen Partner. Zusammen mit dem Kindsvater betreut sie ihr Kind seit der Trennung im wöchentlichen Wechselmodell. Sie wohnen in einer Großstadt nicht weit voneinander entfernt. In den kinderfreien Wochen lebt die Befragte bei ihrem neuen Partner in einer anderen Stadt. In den Wochen mit Kind, lebt ihr Freund mit ihr und dem Kind zusammen. Geburtstage, Weihnachten und andere Feierlichkeiten feiern sie und ihr Kind gemeinsam mit dem Kindsvater und ihrem neuen Partner. Nadine Berger hat Abitur und einen BA-Abschluss. Sie arbeitet momentan Teilzeit mit einer wöchentlichen Arbeitszeit von 28 Stunden. Ihr monatliches Nettoeinkommen beträgt 2360 Euro. Sie unterhält zahlreiche unterstützende Kontakte zu ihren Eltern und Verwandten sowie zu Freundinnen und Freunden.

Stefanie Hendrich hat ein 9-jähriges Kind und ist 53 Jahre alt. Ihr Kind lebt bei ihr, verbringt jedoch regelmäßig jeden Mittwoch, jedes zweite Wochenende und in den Ferien Zeit mit dem Vater. Nach einer Partnerschaft mit viel Streit im letzten Beziehungsjahr trennte sich der Kindsvater vor etwa einem Jahr und ist gleich in eine andere Stadt umgezogen. Dort hat er schnell eine neue Freundin gefunden und die Scheidung eingereicht, die kurz vor ihrem formellen Abschluss steht. Der Trennungsprozess verlief schnell und unkompliziert, war für die Befragte aber emotional sehr belastend. Unterstützung findet sie bei ihren Eltern, Geschwistern und Freundinnen. Die Befragte hat Abitur und einen Hochschulabschluss. Als Alleinerziehende konnte sie ihre berufliche Führungsposition nicht aufrechterhalten und hat sich eine Teilzeitarbeitsstelle mit einer wöchentlichen Arbeitszeit von 30 Stunden gesucht. Sie verfügt über ein monatliches Nettoeinkommen von 2700 Euro.

Mirko Voss ist 36 Jahre alt und Vater eines Kindes im Alter von 5 Jahren. Die Kindsmutter hat ihn vor vier Jahren verlassen und ist ausgezogen. Während ihrer Partnerschaft war seine Partnerin für die Kinderbetreuung und den Haushalt zuständig, während er in Vollzeit erwerbstätig war. Nach der Trennung vereinbarten sie eine Betreuung im wöchentlichen Wechselmodell. Tatsächlich lebt das Kind seit einem Krankenhausaufenthalt der Mutter schon lange ganz bei ihm und trifft die Mutter nur selten und unregelmäßig. Nach der Trennung wurde er aufgrund von Corona erwerbslos, was es ihm ermöglichte, sich ganztägig um sein Kind zu kümmern. Aktuell sieht er keine Möglichkeit dafür, eine Vollzeitstelle mit der Betreuung seines Kindes zu vereinbaren. Er hatte seit der Trennung mehrere unstetige,

kleinere Jobs, zum Zeitpunkt des Interviews hat er einen weiteren Minijob in Aussicht. Er hat einen mittleren Schulabschluss und einen Beruf erlernt. Er verfügt über ein Nettoeinkommen von etwa 1200 Euro im Monat. Er hat ein enges Verhältnis zu seinem Vater und seiner Nichte, die ihn auch gelegentlich bei der Kinderbetreuung unterstützen, und ist in einen Freundeskreis von Männern, die zum Teil auch Kinder haben, eingebunden.

Eva Lohmann ist eine 25-jährige Mutter eines fünfjährigen Kindes. Ihr war schon in der Schwangerschaft klar, dass sie das Kind allein erziehen würde. Sie hat das alleinige Sorgerecht und keinen Kontakt mehr zum Kindsvater. Ihr Kind weiß nicht, wer der Vater ist. Die Befragte hat nach der Geburt ihres Kindes ihren mittleren Schulabschluss nachgeholt, war 1,5 Jahre erwerbstätig, teilweise auch mit Zweitjob. Diese Zeit empfand sie als sehr anstrengend und hatte den Eindruck, dass ihre Tochter darunter leidet, dass sie mit den beiden Jobs so gestresst war. Um mehr Zeit mit ihrer Tochter verbringen zu können, hat sie beide Jobs aufgegeben und ist zum Zeitpunkt des Interviews erwerbslos. Da sie ihre finanzielle Lage prekär findet, ist sie auf der Suche nach einer neuen Beschäftigung. Sie verfügt über etwa 1100 bis 1200 Euro im Monat. Ihr Lebenslauf ist durch Verluste und Belastungen geprägt (wichtige Bezugspersonen sind verstorben, der Kontakt zur Mutter ist schwierig, Suchterfahrungen), aber auch durch positive Vorbilder (die Uroma) und unterstützende Kontakte, die sie außerhalb ihrer Familie gefunden hat.

Tina Bremer, die Solomutter, ist mit 41 Jahren Mutter eines zum Zeitpunkt des Interviews 3 Monate alten Babys geworden. Sie hatte schon seit vielen Jahren einen Kinderwunsch, aber keine entsprechenden Partnerschaften. Deshalb hat sie ihren Kinderwunsch durch eine Samenspende und künstliche Befruchtung umgesetzt. Diesen Weg beschreibt sie einerseits als einen rechtlich und medizinisch komplexen, finanziell kostspieligen und emotional belastenden Prozess. Andererseits ist sie froh, dass sie für die Umsetzung ihres Kinderwunsches nicht weiter davon abhängig war, einen passenden Partner zu finden. Sie lebt in einer WG in einer Großstadt, verbringt während ihrer Elternzeit aber auch Zeit bei ihren Eltern in einer westdeutschen ländlichen Region. Unterstützung erhält sie von ihren Eltern und weiteren Verwandten, aber auch von vielen Freundinnen und Freunden. Sie hat Abitur und einen Hochschulabschluss, arbeitete vor ihrer Mutterschaft Vollzeit und hatte ein Einkommen von 2500 Euro. Nach der Elternzeit möchte sie Teilzeit arbeiten, um mehr Zeit für ihr Kind zu haben.

Annika Feldkamp ist eine 31-jährige Mutter von drei Kindern im Alter von 7 Jahren, 2 Jahren und 10 Monaten. Vom Vater des ersten Kindes hat sie sich nach häuslicher Gewalt getrennt und keinen Kontakt. Sie ging eine neue Partnerschaft ein, mit einem Mann, den sie als sozialen Vater für ihr ältestes Kind beschreibt. Nach fünf Jahren trennte sie sich von ihm, als die Beziehung zunehmend problematisch wurde. Trotz der problematischen Beziehung und einer schwierigen Zeit nach der Trennung, in der der ehemalige Partner die Befragte mehrfach beim Jugendamt anzeigte, pflegt sie bis heute Kontakt zum sozialen Vater und dessen Mutter. Beide nehmen ihr ältestes Kind abwechselnd alle 14 Tage an den Wochenenden zu sich. Nach der Trennung vom sozialen Vater hatte sie eine kurze Affäre, aus der ungeplant ihr zweites Kind hervorging. Zu dessen Vater hat sie keinen Kontakt und das Kind lebt ausschließlich bei ihr. Mit dem Vater ihres jüngsten Kindes ist sie seit etwa eineinhalb Jahren zusammen. Sie leben zwar in getrennten Haushalten, aber ihr Partner verbringt viel Zeit bei ihr und unterstützt sie im Alltag – wengleich viele Sorgaufgaben bei ihr liegen. Sie ist zum Zeitpunkt des Interviews in Elternzeit, davor war sie erwerbslos. Sie hat einen mittleren Schulabschluss und verfügt über 1200 Euro im Monat.

Deutsches Jugendinstitut e. V.

Nockherstraße 2
D-81541 München

Postfach 90 03 52
D-81503 München

Telefon +49 89 62306-0

Fax +49 89 62306-162

www.dji.de